

Postverlagsort München Ausgabe

ZB

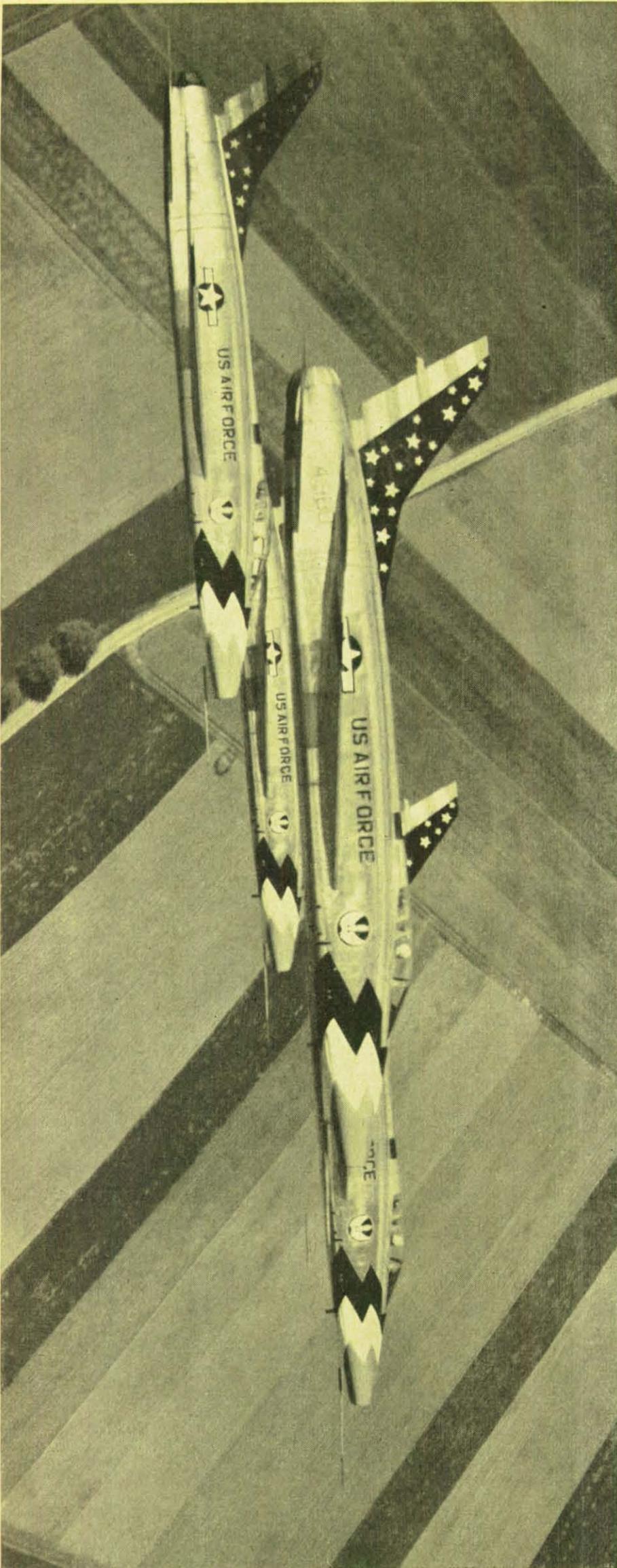
ILLUSTRIERTE

Für Menschen im Atomzeitalter

Nr. 7/58 • Dritter Jahrgang
3. Märzheft **50** Pfg.



Waindinger

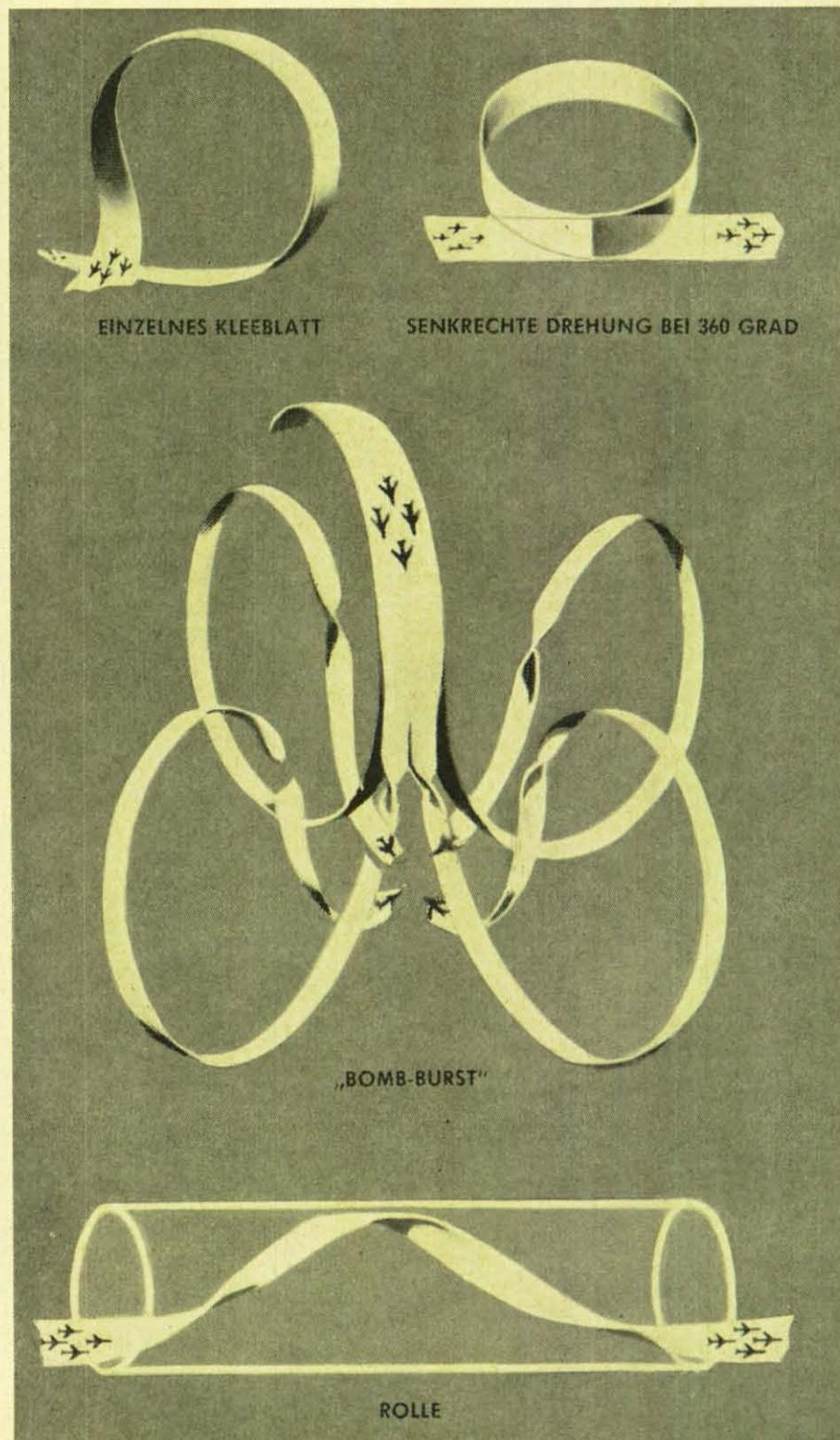


Mit sich überschneidenden Flügelspitzen und einem Abstand von 1,5 Meter stürzen sich vier F-100 C Super Sabre hinein in den sogenannten Bomb burst. Er bildet den Höhepunkt im Programm der Skyblazers (siehe rechts). Mit ohrenbetäubendem Lärm bricht die zur Erde schießende, geschlossene Rautenformation plötzlich wie eine platzende Bombe auseinander. Nach einem Looping, der durch eine Rolle bereichert ist, kommen die Maschinen zu erneutem Sturzflug zusammen, um sich in letzter Sekunde über den Köpfen der Zuschauer abzufangen.

Die Arena

KUNSTFLUG IM FRIEDEN

Die Zuschauer auf den großen Flugschauen der Welt halten den Atem an, wenn über ihren Köpfen die Akrobaten der Luft mit aufheulenden Motoren und dem donnernden Durchbrechen der Schallmauer ihre verwegenen Kunststücke vollführen. Nach all den Besichtigungen neuer Maschinen und Antriebswerke in den Hallen und den einfachen Vorbeiflügen ist dann der Höhepunkt des Tages gekommen. Nicht der Kunstflug einer einzelnen Maschine, sondern der Kunstflug in enger Formation stellt die höchsten Ansprüche an die Piloten. Er ist dazu ausersehen, die Leistung einer Luftmacht zu symbolisieren. In glänzender Form werden das Äußerste an präzisiertem fliegerischem Können, an disziplinierter Zusammenarbeit und die Geschwindigkeit, das Steigvermögen und die Wendigkeit der Maschinen dargeboten. — Wir haben bereits in der ZB Nr. 15/1957 die Skyblazers, die Himmelstürmer, vorgestellt, die zu den US-Luftstreitkräften in Europa und zur NATO gehören. Heute zeigen wir die wichtigsten Kunstflugfiguren, die von den Skyblazers in fast allen Ländern der westlichen Welt bei mehr als 250 Veranstaltungen vorgeführt wurden.

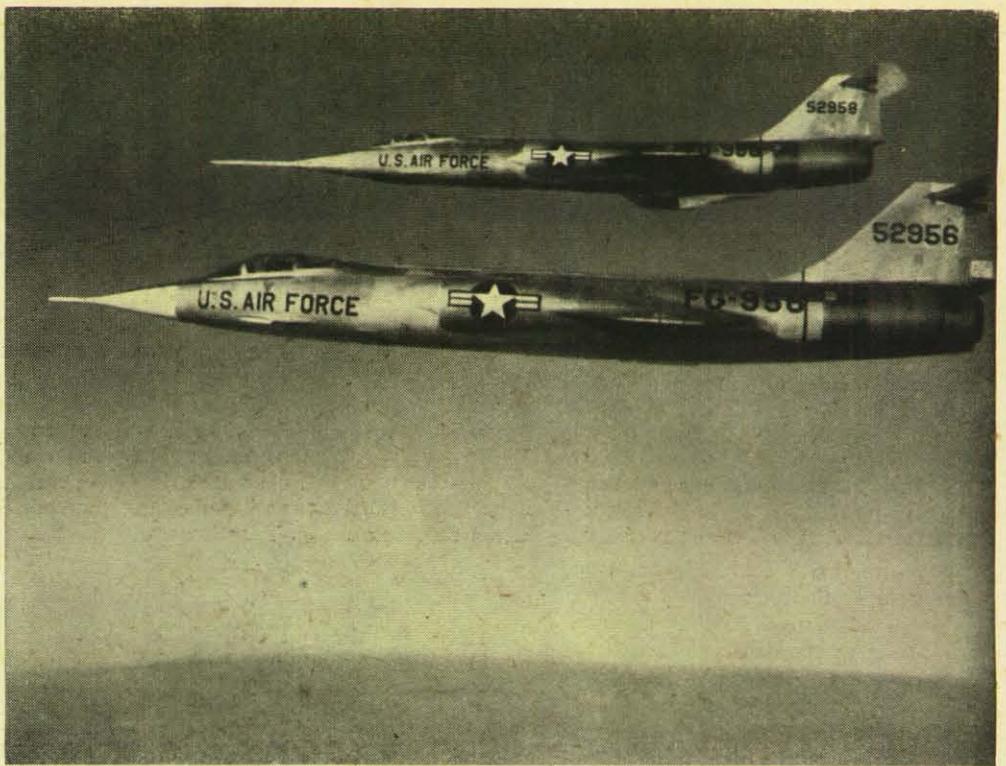


am Himmel

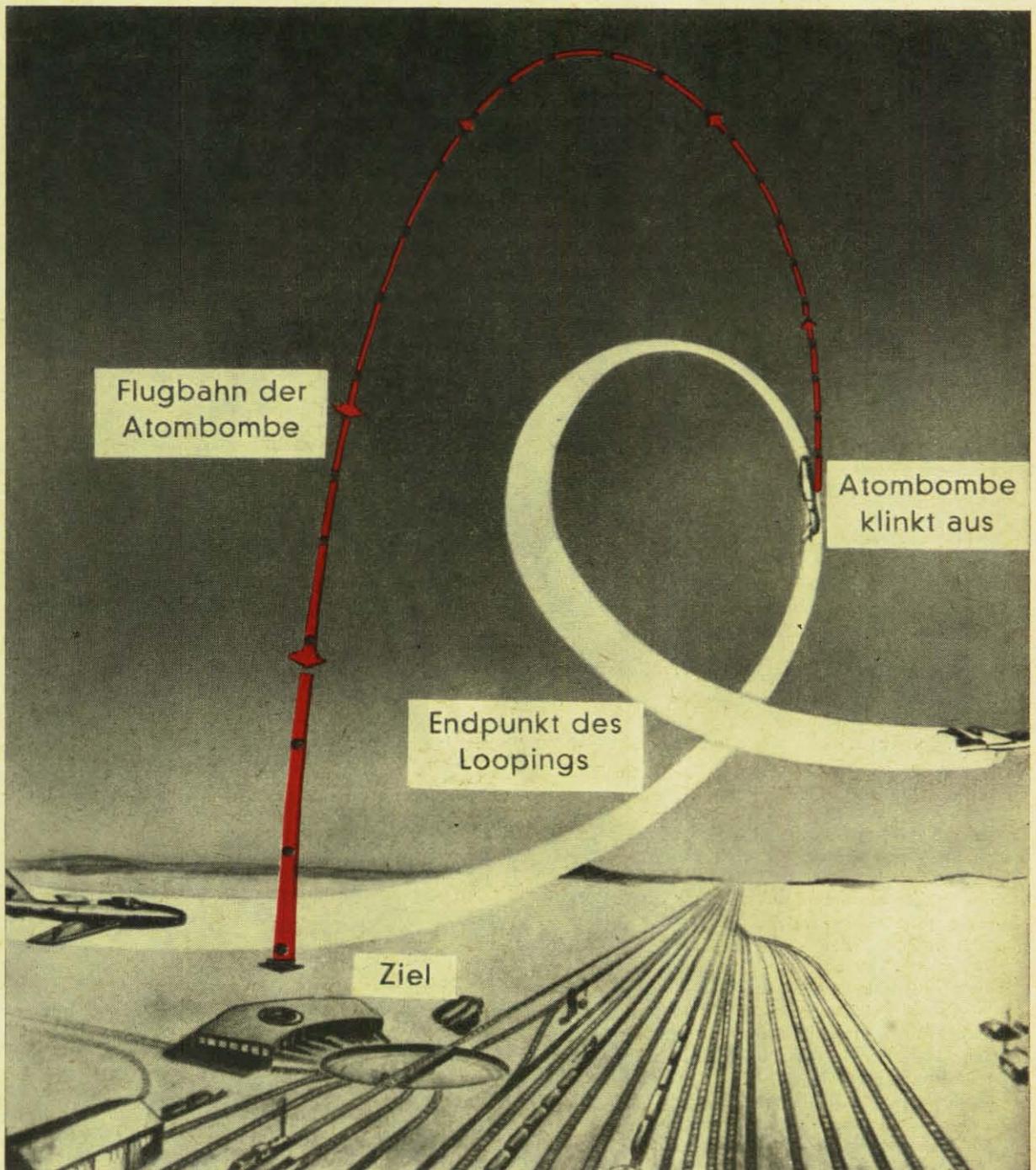
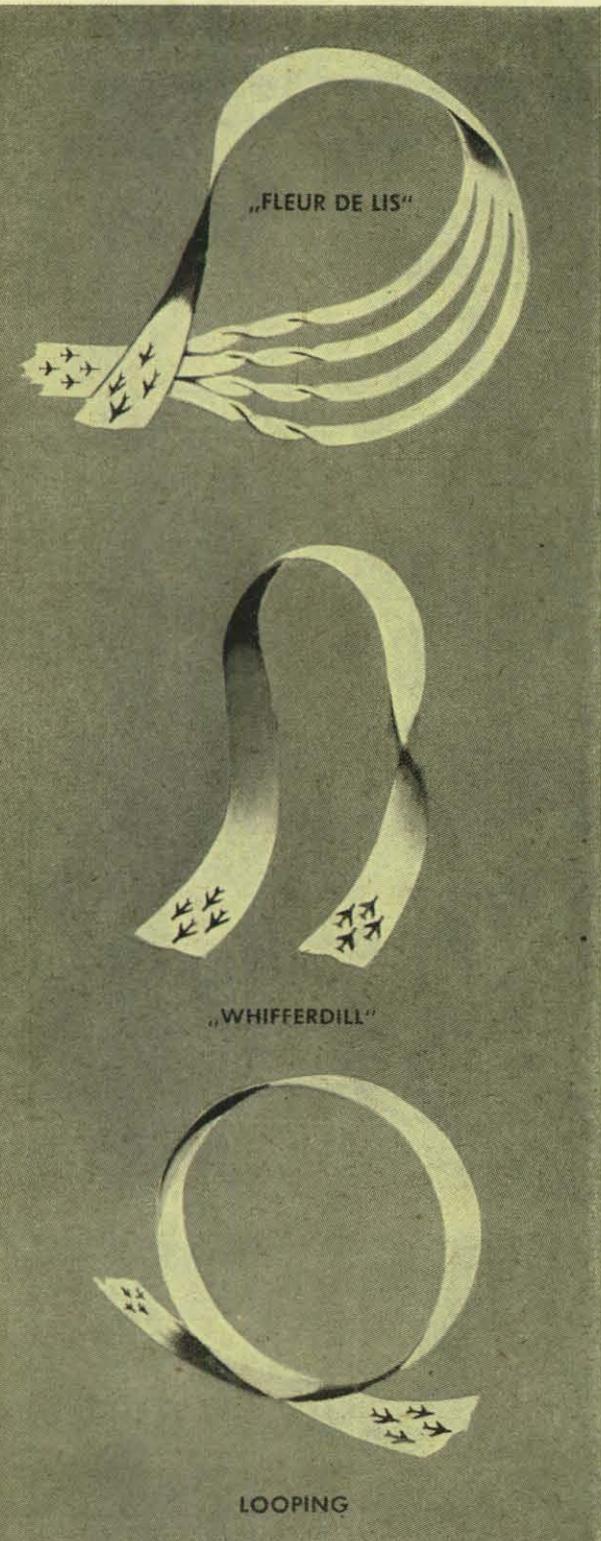
AUSBILDUNG FÜR DEN ERNSTFALL



Strahlend gelaunt, überprüft Oberleutnant Charney, einer der Skyblazers, seine Maschine. Gleich wird er in seinem Element, in der Luft, sein. Dann wird er den Rausch der Geschwindigkeit und das befreiende Gefühl kosten, das die Überwindung der Erdschwere auslöst.



Auf die Lockheed F-104 A Starfighter, den Star unter den Jägern der US-Luftstreitkräfte, werden nun die Skyblazers umgesattelt. Die neue Maschine erreicht eine Geschwindigkeit von 2400 km/h, die vor allem durch den „Hitzeanstieg“ begrenzt ist. Ein neuer Schleudersitz soll sichere Absprünge bei 2400 km/h und aus großen Höhen gewährleisten. Das Flugzeug läßt sich als Jagdbomber einsetzen.



Der Schulterwuri, eine neue Technik des Atombombenabwurfs, zeigt, daß der Kunstflug keine bloße Spielerei, sondern ein ernsthaftes Training sein kann. Der mit Baby-Atombomben angreifende Jagdbomber nähert sich, um dem Auffassen durch Radargeräte zu entgehen, im Tiefstflug, indem er über Hecken, Häuser und Hügel springt. Er überfliegt das Ziel und setzt mit höchster Geschwindigkeit zu einem Looping an. Steht die Maschine senkrecht, so löst der Pilot die Bombe aus. Nach dem Looping stürzt er vom Ziel weg wieder in den Tiefstflug. Die Bombe saust im hohen Bogen ins Ziel. Im Augenblick der Detonation ist der schnelle Jäger weit vom Wirkungsbereich der eigenen Bombe entfernt und außer Gefahr.

Bei der Atombombe wird die Energie im wesentlichen dadurch erzeugt, daß Uranatome oder Plutoniumatome gespalten werden. Geeignete Materialien sind Uran 235, das im natürlichen Uran vorkommt (0,7%), Uran 233, das in Kernreaktoren künstlich aus Thorium gewonnen wird, und Plutonium 239, das man ebenfalls im Reaktor aus natürlichem Uran 238 erzeugt.

Ein kleines Stück Materie aus einer dieser drei Substanzen ist nur ein schwach radioaktives Bröckchen Metall. Man kann es ungefährdet vor sich auf den Tisch legen. Würde man aber nun — so schildert der bekannte Atomphysiker Prof. Dr. Wolfgang Riezler den Vorgang — dieses Stück allmählich immer größer machen durch Hinzufügen weiterer gleichartiger Massen, so würde schließlich eine kritische Masse erreicht. Sobald diese kritische Masse überschritten wird, wird der betreffende Körper spontan Energie durch Spaltung produzieren. Die Energielieferung wird sich sehr schnell steigern, und innerhalb außerordentlich kurzer Zeit wird das Stück vergasen.

In dem spaltbaren Material werden dauernd einzelne Atome spontan gespalten, das heißt, sie platzen in zwei Stücke auseinander. Bei jeder Spaltung werden nun auch, sozusagen als Splitter, kleinere atomare Teilchen, sogenannte Neutronen, freigesetzt, und zwar pro Spaltung ungefähr drei. Treffen diese Neutronen wieder auf einen spaltbaren Kern, so vermögen sie auch dessen Spaltung auszulösen. Jetzt können sich Reaktionsketten bilden — daher der Name Kettenreaktion — die nicht mehr abreißen. Ist das Stück etwas größer als die kritische Masse, so löst jede erfolgte Spaltung im Durchschnitt mehr als eine weitere Spaltung aus. Das bedeutet, daß die Energieproduktion mit der Spaltung ansteigt.

In einer Bombe kommt es nun darauf an, dieses Stadium äußerst schnell zu erreichen, also von dem Stadium der unterkritischen Masse, bei der noch nichts passiert, auf eine überkritische Masse zu kommen. In diesem überkritischen Zustand muß möglichst viel von der spaltbaren Materie wirklich gespalten werden, bevor die Bombe auseinanderfliegt.

Und die Auswirkungen der Atombombe? Da wäre zunächst die Druckwelle. Sie ist der einer Minenbombe ähnlich, nur erstreckt sie sich über einen wesentlich größeren Bereich. Sie wird Häuser einstürzen und Trümmerstücke herumfliegen lassen. Man muß damit rechnen, daß die sogenannte klassische Atombombe (Hiroshimabombe) noch bis zu etwa drei Kilometern eine mittelschwere Zerstörung von Gebäuden anrichtet, und daß auch zahlreiche Menschen in diesem Gebiet betroffen werden, soweit sie sich nicht in geeigneten Schutzräumen befinden. Bei stärkeren Bomben wächst natürlich der Zerstörungsbereich.

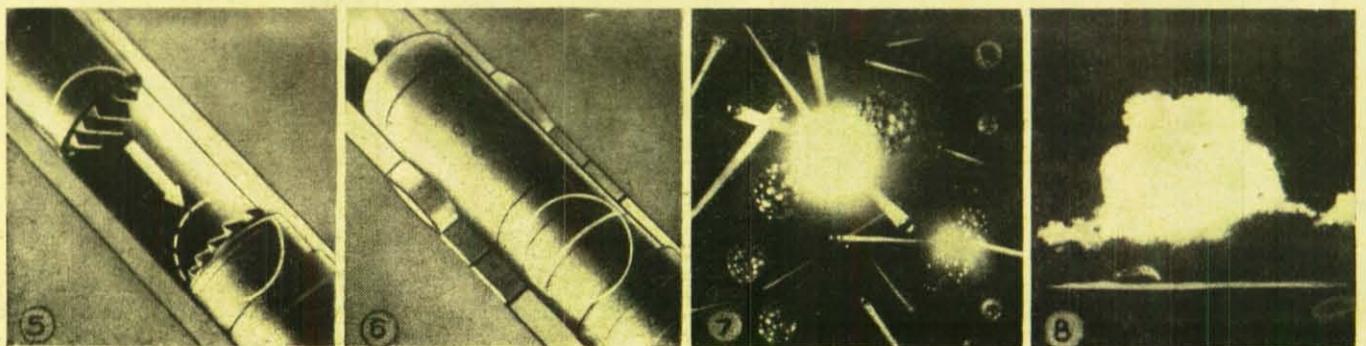
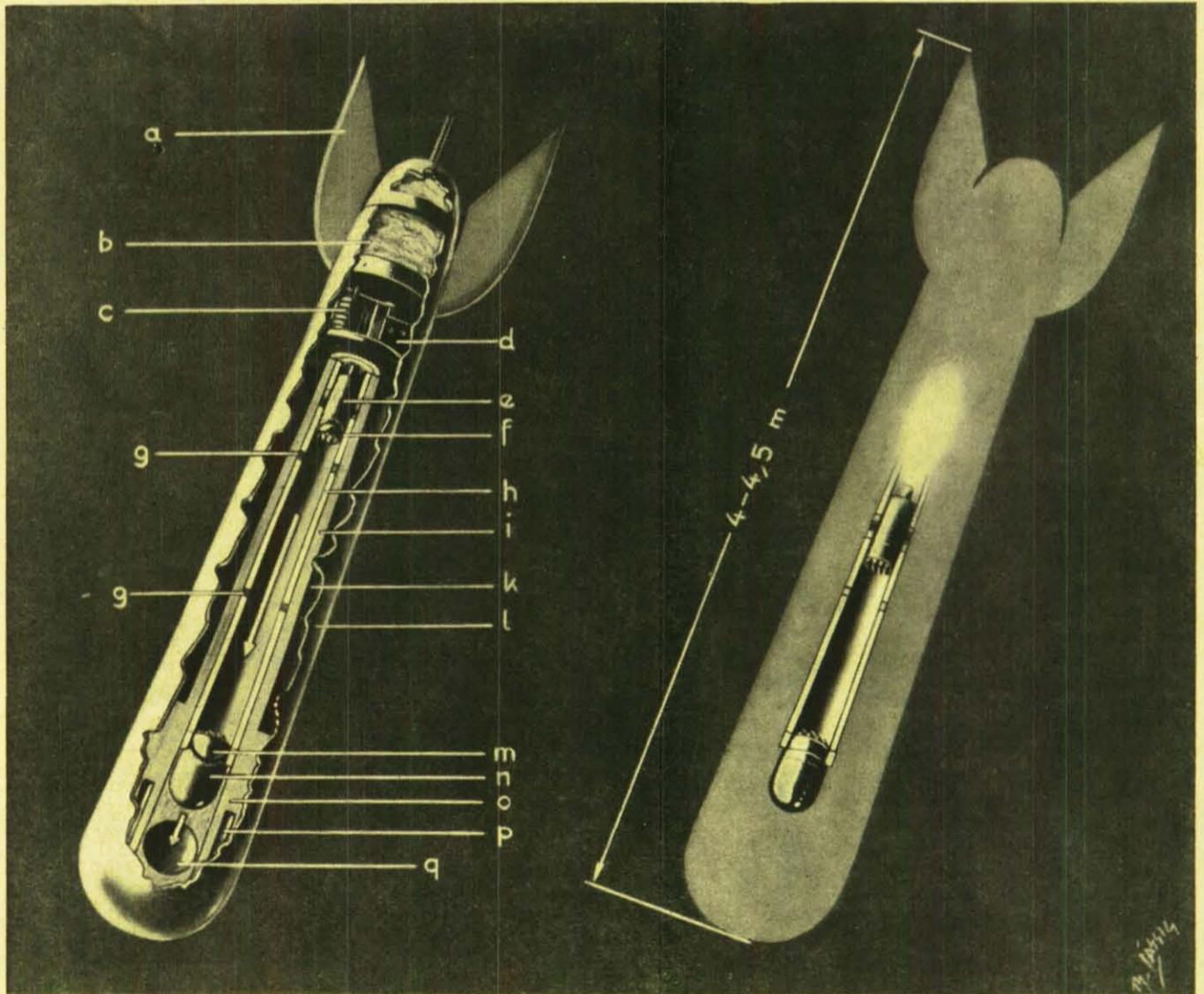
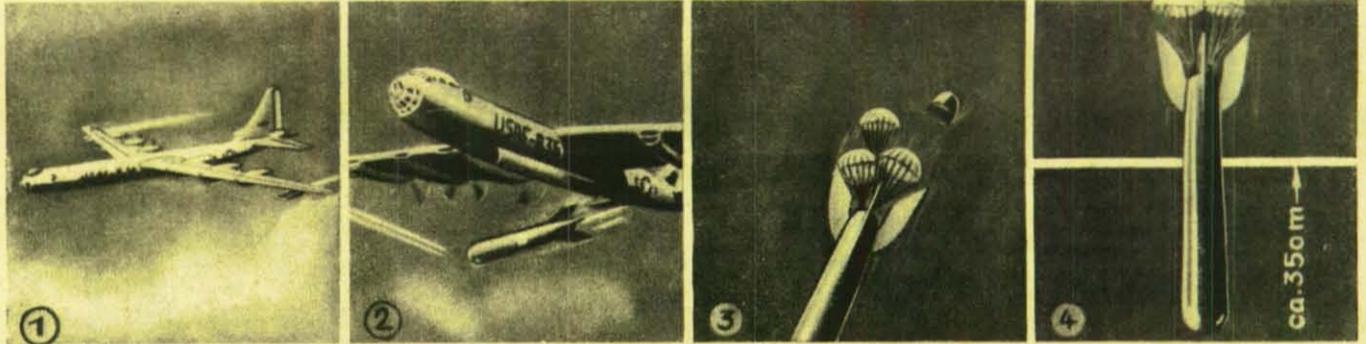
Bei normalen Sprengbomben dauert der Druck nur einige hundertstel Sekunden. Man steht in der Gefahrenzone ja relativ nahe an der Einschlagstelle, so daß die Druckwelle schnell „vorbei“ ist. Bei der Atombombe muß man im Zerstörungsgebiet mit einer Druckdauer von etwa einer Sekunde rechnen.

Eine weitere Gefahr, die den Menschen bedroht, ist die sehr hohe Hitzeabstrahlung, die vom Detonationspunkt der Atombombe ausgeht. Sie hält bei der Standardbombe 1—2 Sekunden an. Das genügt, um dem Menschen starke Verbrennungsschäden zuzufügen. Dagegen kann man sich aber, nach Meinung Prof. Riezlers, verhältnismäßig leicht schützen. Jedes Tuch kann die

Hitzestrahlung in einem gewissen Grade abhalten. Auch im Schatten des Bombenblitzes ist man etwas geschützt. Ohne Schutz wären jedoch bei einer normalen Atombombe bis zu einem Abstand von 1,5 km schwere Verbrennungen zu erwarten. In 3 km Entfernung könnten noch Verbrennungen ersten Grades eintreten.

Hinzu kommt die radioaktive Wir-

kung. Durch die Umwandlung der Atomkerne bei der Detonation entstehen sehr stark radioaktive Kerne, sogenannte Spaltprodukte. Sie senden Gammastrahlen aus, die im menschlichen Körper Strahlungsschäden verursachen. Die stärkste Gammastrahlung entsteht während der Umwandlung innerhalb einer millionstel Sekunde. Aber sie wird abgeschirmt durch den dann noch



BOMMEN FALLEN

Es begann mit einem Triumph der Wissenschaft. Sie hatte das Atom, das „Unteilbar-Allerkleinste“ teilbar gemacht und die Kräfte berechnet, entfesselt und gemessen, die dabei frei wurden. Es waren Kräfte, die, gebändigt und friedlich genutzt, die Energiewirtschaft revolutionieren und ein Segen für die Menschheit sein könnten. Dann wurde die Atombombe gebaut und aus dem Segen ein Fluch. Seitdem hängt die Angst wie ein Damoklesschwert über uns allen. Die Atomwaffen, die grausamsten und gefährlichsten Waffen aller Zeiten, sind einsatzfähig, einsatzbereit. Man kann nur wünschen und hoffen, daß sie niemals angewendet werden. Aber damit sind sie nicht aus der Welt und aus der Planung der Kriegstechniker geschafft. Die Atombombe stand am Anfang einer Entwicklung, deren Ende nicht abzusehen ist. Jeder weiß das. Es wäre Selbstbetrug, wenn wir an dieser Tatsache vorbeileben oder wenn wir sie ignorieren wollten.

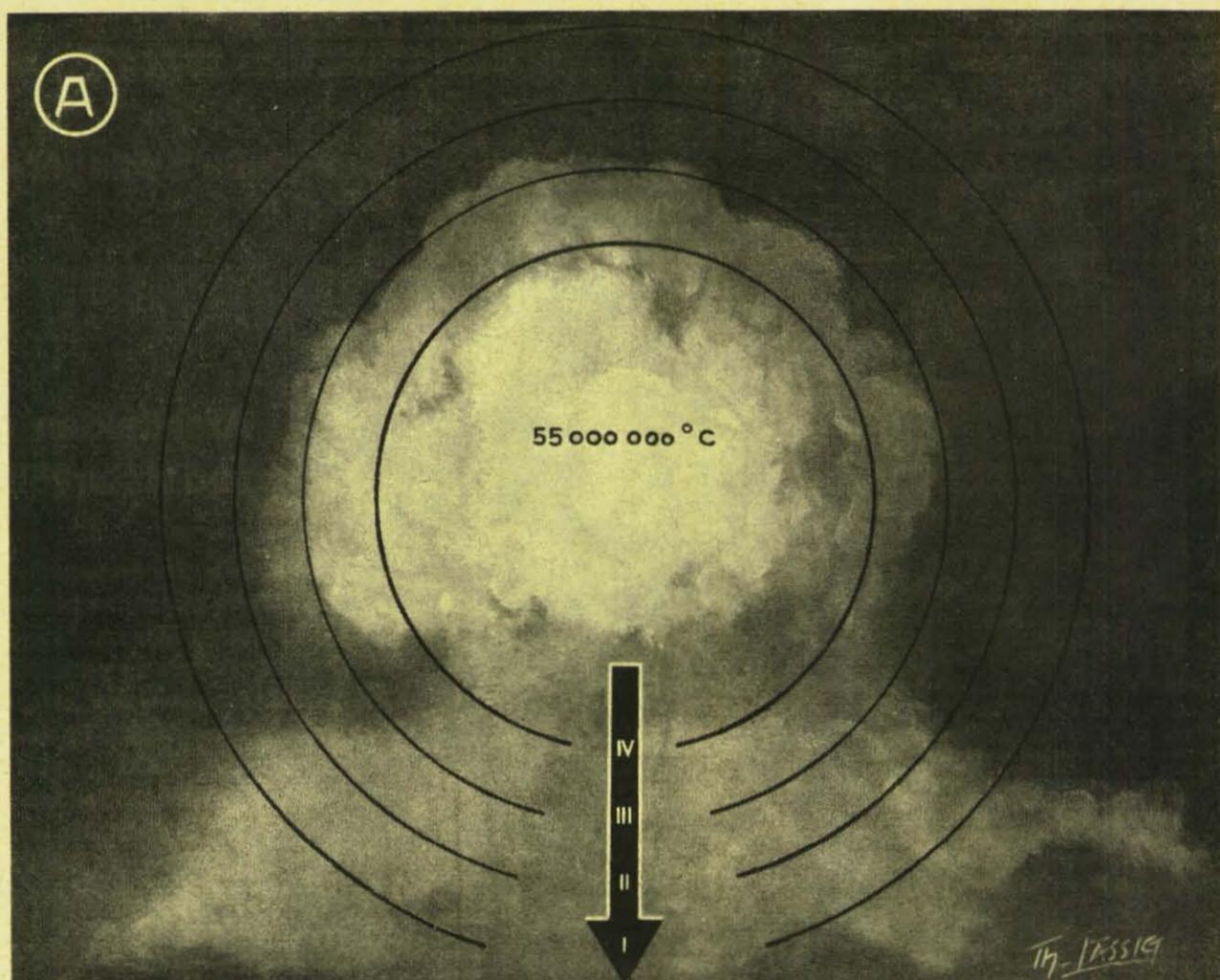
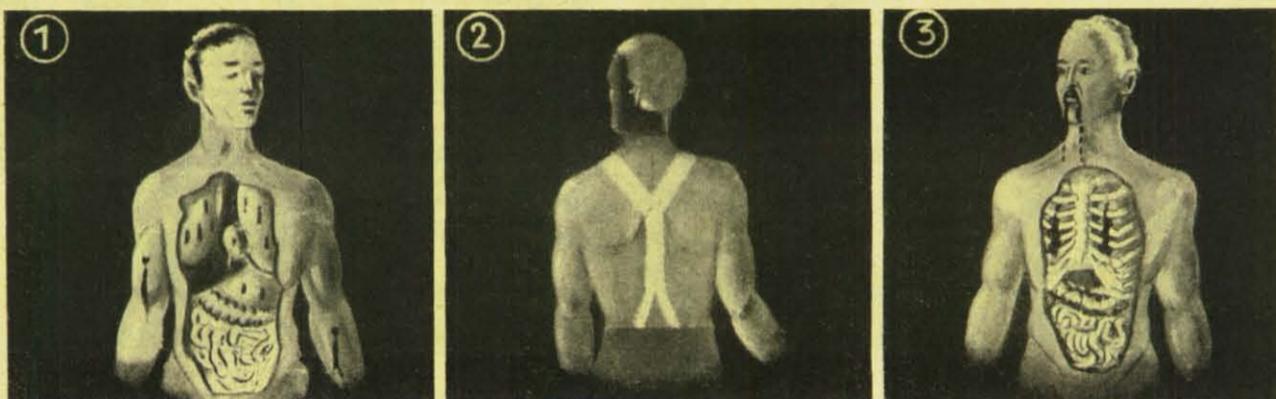
geschlossenen Mantel der Bombe. Ihre Wirkung ist daher fast bedeutungslos. Schädlich ist dagegen die Gammastrahlung aus den zahlreich entstehenden sogenannten kurzlebigen radioaktiven Stoffen, die ungefähr eine Halbwertszeit von einer Sekunde haben. Innerhalb dieser Sekunde geht eine starke Gammastrahlung vom Detonationspunkt aus. Prof. Riezler rechnet damit, daß die

Halbte dieser Strahlungsintensität in einer Sekunde bereits ausgesandt ist und daß innerhalb der nächsten Sekunde noch einmal der gleiche Anteil kommt. Dann ist die Wirkung schon wesentlich schwächer. Sie dauert allerdings noch lange an in Form einer Restaktivität, die sich allmählich immer weiter verteilt und unter Umständen nach Monaten noch nachweisbar sein kann.

Die Ursache

In unserer Zeichnung wird ein Querschnitt durch einen Atombombentyp gegeben, der etwa mit der auf Hiroshima abgeworfenen Bombe verglichen werden kann: a) Stabilisierungsflächen; b) Fallschirme zur Abbremsung der Fallgeschwindigkeit; c) barometrischer Höhenmesser; d) Zünder; e) Zylinder mit kleinem Raketentreibsatz und der i) unterkritischen Masse I in Form einer Halbkugel; g) Nutensteine zur Sicherung und Verhinderung einer vorzeitigen Vereinigung der kritischen Massen; h) zwei Nuten, in denen der Zylinder (e) gleitet — dadurch soll ein Drall und damit eine unvollständige Vereinigung der beiden Uranhalbkugeln vermieden werden; j) innerer Bleimantel; k) Isolation; l) äußerer Bombenkörper; m) unterkritische Masse II; n) Behälter für unterkritische Masse II; o) Bleimantel; p) Reflexionsschicht für Neutronen; q) Aussparungen, um der kritischen Masse nach der Vereinigung mechanischen Spielraum zu geben und eine totale Reaktion zu gewährleisten. — Rechts: Die beiden unterkritischen Halbkugeln werden zusammengeschossen. Dies geschieht mit Hilfe einer Pulverrakete.

Die acht Phasen eines Atombombenangriffs: 1. der Atombomber fliegt an; 2. über dem Ziel öffnet sich in großer Flughöhe der Bombenschacht; 3. nach dem Abwurf wird am Heck eine Kappe abgesprengt, gleichzeitig öffnen sich die Bremsfallschirme; 4. ein barometrischer Höhenmesser löst in einer bestimmten Höhe über dem Ziel den Zünder aus; 5. eine Raketenladung schießt die unterkritische Uranhalbkugel I gegen Halbkugel II; 6. die kritische Masse ist erreicht; 7. die Kettenreaktion im Uran setzt ein; 8. der weithin sichtbare Zeuge der Vernichtung — der Atompilz.

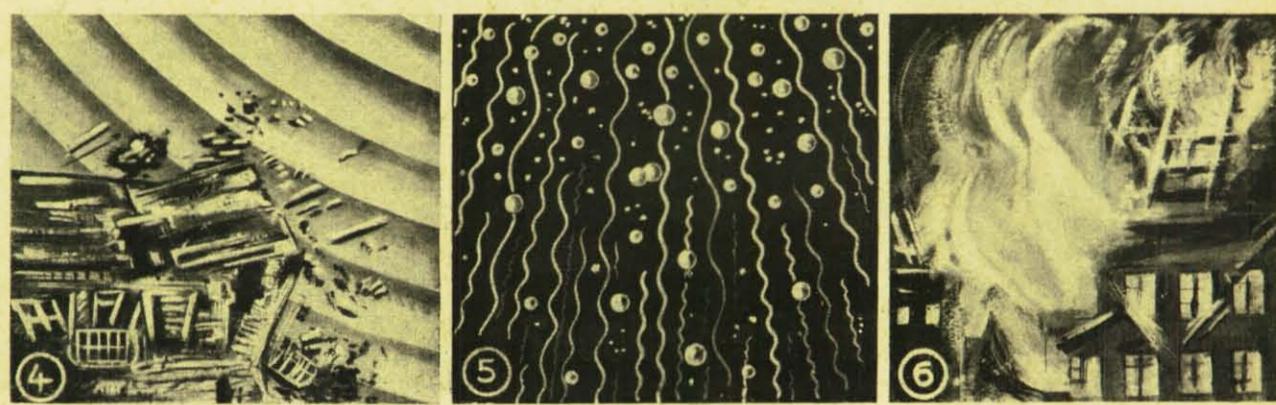


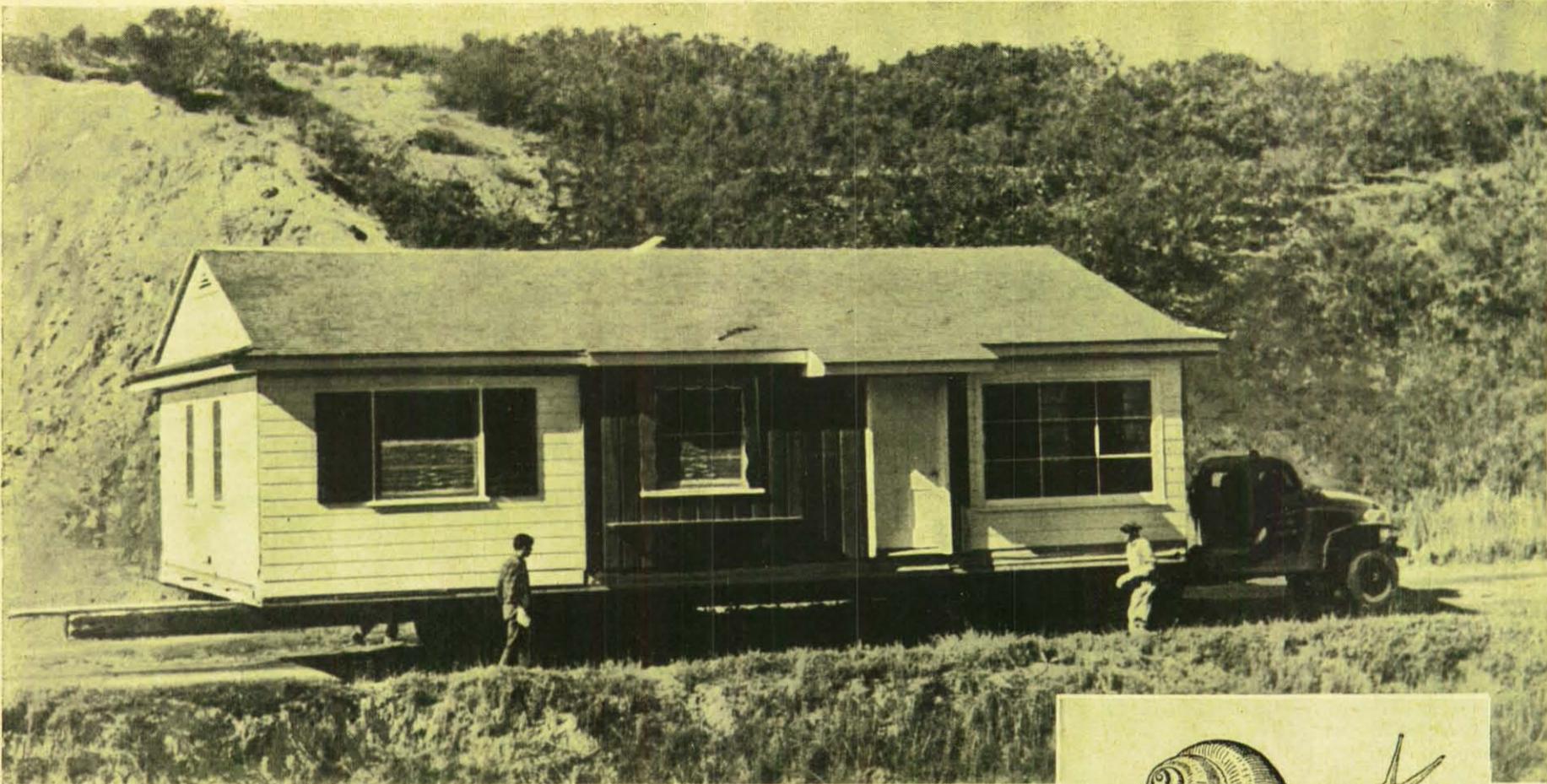
Die Wirkung

Im Zentrum einer Atombombendetonation entwickelt sich eine Hitze von etwa 55 Millionen Grad Celsius. Allerdings sinkt diese Temperatur vom Zentrum nach außen hin bis auf ca. 8000 Grad an der Peripherie des Feuerballes ab.

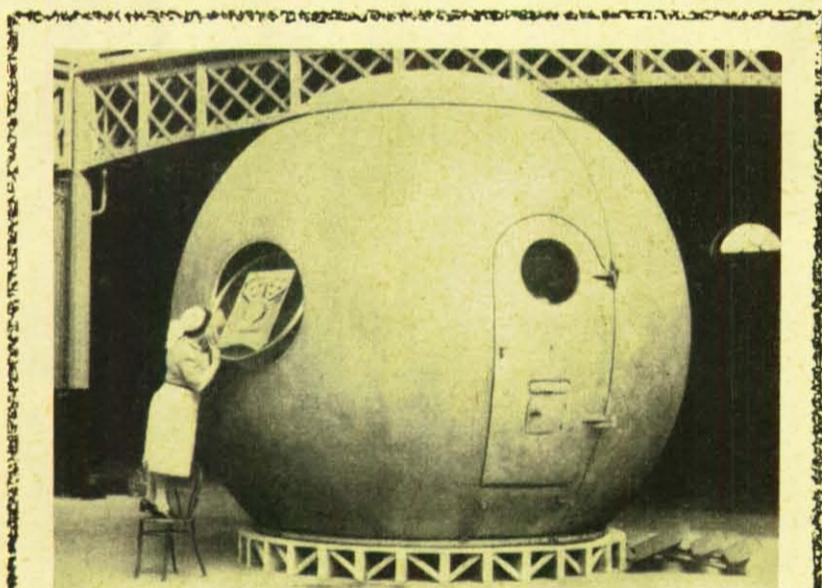
Von A-Bomben drohen dem Menschen folgende Gefahren: 1. die Druckwirkung. Sie kann die inneren menschlichen Organe schwer schädigen. Der beste Schutz dagegen: schnell Deckung nehmen, Körper fest an den Boden pressen. Auch die kleinste Deckungsmöglichkeit mindert die Wirkung; 2. die Hitzewirkung ist fast zur gleichen Zeit zu erwarten wie die Druckwelle. Ohne Schutz können schwere Verbrennungen auftreten. Helle oder weiße Stoffe mindern die Gefahr; 3. auch die radioaktive Wirkung kann lebenswichtige Organe schädigen.

Schäden, die an Gebäuden entstehen können: 4. die Druckwirkung kann sie je nach der Entfernung ganz oder teilweise zerstören; 5. radioaktive Strahlen bedrohen in Gebäuden befindliche Menschen nicht so sehr, wie oft angenommen wird. Je stärker das Mauerwerk, um so weniger Strahlen können es durchdringen; 6. durch die Hitzewirkung können sich brennbare Stoffe besonders leicht entzünden. Entstandene Brände werden aber in gewissem Umfange durch die nachfolgende Druckwirkung wieder „ausgeblasen“.





Von den Schnecken haben wir's gelernt. Nach dieser Melodie ziehen von alters her die Nomaden mit ihren Zelten von Weideplatz zu Weideplatz und die Zigeuner, Schausteller und Zirkusleute durch die Lande. Das moderne Wirtschaftsleben hat nun auch für viele Menschen ein häufiges Wechseln der Arbeitsplätze mit sich gebracht. Als die Amerikaner ihre Atomstädte aus dem Boden schießen ließen, kamen Zehntausende von Bauhandwerkern zusammen, die nach zwei oder drei Jahren ihre Zelte wieder abbrechen mußten. Glücklicherweise, wer dann ein eigenes Heim besaß, das er auf ein Fahrzeug laden und mitnehmen konnte. Unser Häuschen Huckepack ist mit Rücksicht auf die Breite der Straßen lang und schmal gebaut.



Ein Kugelhaus aus Leichtmetall wurde von dem deutschen Konstrukteur Ludovici für Bergarbeiter in Belgisch-Kongo entworfen. Es ist leicht transportabel, enthält Wohn-Schlafraum, Küche und Bad. Das erste in London ausgestellte Exemplar wurde als Wochenendhaus verkauft. Kugelförmige Atomschutzbunker werden von einer Schweizer Firma vorfabriziert. Mit der notwendigen Belüftungsanlage ausgerüstet und in die Erde versenkt, bieten sie drei bis vier Personen ausreichenden Schutz. Vorne befindet sich der runde Einstieg und oben der Notausstieg.



Taucherglocken für die Südsee?

Der große Schlager – Kleines Haus im Grünen

Urformen sind modern

Architekten gehen bei Tieren und Naturvölkern in die Schule

Als der Mensch zum erstenmal den Flug eines Vogels bewußt erlebte, mag er bereits begonnen haben, davon zu träumen, sich auch von der Erde erheben zu können. Lange dauerte es, bis geniale Geister den Mut hatten, die ersten praktischen Flugexperimente durchzuführen. — Alles, was Menschengestalt erschaffen hat, war zunächst einmal Utopie. Der Mensch verwirklichte im Laufe der Geschichte, was andere vor ihm einmal träumten. — Die äußeren Anregungen für seine Träume und ihre Verwirklichung, für sein Denken und Schaffen empfängt der Mensch vor allem von seiner Umwelt. Die Natur ist seine große Lehrmeisterin. Waren die Vögel nicht das Vorbild der Flugzeuge? Fand die Atomkernverschmelzung nicht schon lange auf der Sonne statt, bevor sie dem Menschen gelang? Die Technik und der Fortschritt, die aufgebracht werden mußten, um die Natur nachzuahmen, sie haben uns auch von der Natur entfernt. — Der zivilisierte, moderne Mensch hat erfahren, daß er bei den primitiven Völkern, die dem Ursprung nahe sind, in die Schule gehen kann. Die moderne Musik, Kunst und neue Architektur zeigen es deutlich. Das Zurück-zur-Natur, die Sehnsucht der Großstädter nach dem verlorenen Paradies hat das Zelten aufblühen lassen, so stark aufblühen lassen, daß manche Campingwiese zum Rummelplatz wurde. Nun gewinnt die Wochenendhaus-Bewegung an Aktualität durch die 40-Stunden-Woche und die Einsicht, daß jährliche Ferien in Hotels auf die Dauer teurer sind als ein Häuschen im Grünen, sei es als zweiter Wohnsitz für Wochenend und Urlaub oder als Heim am Rande der Stadt gedacht... Zudem, je mehr von den Möglichkeiten zukünftiger Notstandszeiten gesprochen wird, um so mehr denken wir ganz zwangsläufig an eine Ausweichmöglichkeit, die uns ständig offen steht.



Der große Schlager — Kleines Haus im Grünen — wird im nächsten Heft fortgesetzt. Wir hoffen, viele unserer Leser zum Bauen oder zum Träumen von einem Wochenendhaus oder einem eigenen Heim abseits vom Getriebe lauter, hektischer Städte anregen zu können.



◀ **Schildkröte oder Stahlhelm**, das ist hier die Frage. Da der Stahlhelm jüngeren Datums ist, wollen wir dem Dach der Schildkröte als Urform für den Hut dieses Hauses den Vorzug geben. Von einem jungen Architekten wurde es in der Nähe von Hamburg errichtet. Der Grundriß ist rund. So gibt es im Inneren keine toten Ecken, in die wenig Licht fällt. Die Bauweise, Holzgerippe und wärmehaltender Leichtbeton, soll billig sein. Mit seiner eigenwilligen Gestalt fügt sich das Haus harmonisch in die Gartenlandschaft ein. Ein gelungener Versuch, den üblichen Baustil durch neue, phantasievolle Formen zu bereichern.



Ein paar Stützen und ein Dach bilden dieses offene Markt- und Versammlungshaus eines Negerdorfes in Nigeria. Nach dem gleichen Prinzip wurde in der Schweiz ein Haus errichtet, das nur ein Dach auf Pfeilern ist, zu dem eine Treppe hochführt (rechts).



Das Dachgeschoß auf Pfeilern ist vornehmlich als Wochenendhaus auf unebenem Baugrund im Gebirge gedacht. Seine Vorteile: Der Fußboden soll im Sommer durch die Luftzirkulation gekühlt, im Winter durch den großen Abstand von den Schneemassen isoliert werden.



Einige Kuppelbauten setzen die Eskimos aus Schneeblocken zusammen. Unser Bild: zwei gekoppelte Iglus, das eine ist Vorrats- und Geräte-, das andere Wohn- und Schlafräum. Moderne Bautechniker haben die altbewährte Form aufgegriffen (rechts).



Ein Halbballon wird auf rundem Fundament befestigt, aufgeblasen und außen mit Beton bespritzt. Ist dieser trocken, wird der Ballon für die nächste Halbkugel entfernt. Die Bewohner erklären, ihre Iglus seien viel geräumiger und komfortabler, als es zunächst erscheine.



Zum Entzücken der Kinder und auch zur Entlastung der Mütter hat die schnell wachsende Großstadt Zürich in Verbindung mit dem „Kreis der Spielplatzfreunde“ und der Pro-Juventute Spielplätze geschaffen, die in ihrer Art vorbildlich sind. Außer Kletterstangen, Schaukeln und Rutschbahnen gibt es da eine Zementeisenbahn und auch ein ausgedientes, ungefährliches Flugzeug.

Spielplätze für die Kinder

Guter Ruf verpflichtet, sagten die Eidgenossen und schufen in Zürich, der Geburtsstadt Heinrich Pestalozzis, vorbildliche Spielplätze. Die Kinder dieser großen Stadt kamen dadurch von den Straßen und zu einem Paradies, das ihrem Spieltrieb und ihrer Phantasie unerschöpfliche Möglichkeiten bietet.

◀ *Hell begeistert* sind die Jungen von dem alten Armeeflugzeug. Und da hier alles erlaubt ist, wird das Innere des „Vogels“ wohl bald völlig in seine Bestandteile zerlegt sein.

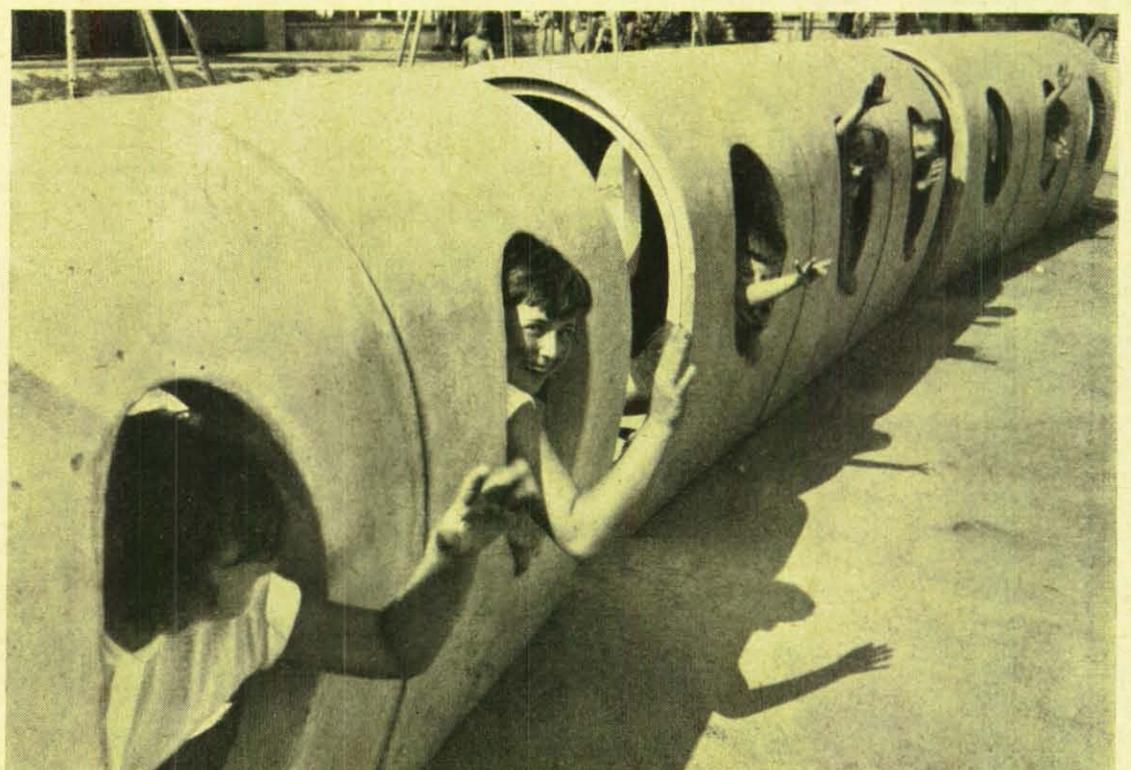
Der Lokomotivführer ▶ blickt dich an! Der kleine Mann ist von der Wichtigkeit seiner Aufgabe durchdrungen. Im Moment fährt er gerade seine kleine Schwester in die Ferien.



Mit Flugzeug und Eisenbahn



Auch auf dem Dach der Lokomotive sitzen die kleinen Fahrgäste gern. Das entspricht wohl nicht ganz dem Verkehrsreglement normaler Zeiten, gewiß aber einem Gebot der Stunde. Der Zementzug ist fast immer besetzt. Wer nicht zeitig kommt, muß aufs Dach.



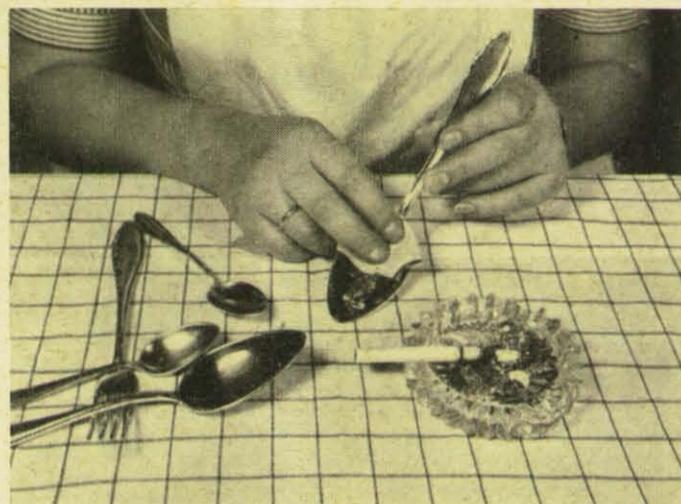
Winke, winke aus den Abteiffenstern! Bald geht die Reise los. Wohin? Natürlich irgendwohin ins Blaue, das Fahrtziel ist nicht so wichtig. Hauptsache ist, man fährt überhaupt oder bildet sich ein zu fahren. Die Eisenbahn aus Zement gehört unstreitig zu den begehrtesten Spielobjekten des gesamten Kinderspielplatzes. Zum Glück ist die Eisenbahn so groß und lang, daß sich die Kinder nur höchst selten gegenseitig ins Gehege kommen.

Bewährt und erprobt

Kleine Kniffe und Rezepte zur Nachahmung empfohlen



Gardinen ausbessern, daß man's nicht sieht! Irgendwo haben Sie noch ein Stückchen Tüll. Und mehr als dieses Stückchen Tüll, etwas größer als die schadhafte Stelle, benötigen Sie nicht. Sie tauchen den kleinen gewaschenen Tüllfetzen tüchtig in Stärkewasser und bügeln ihn anschließend gut auf die linke Gardinenseite auf.

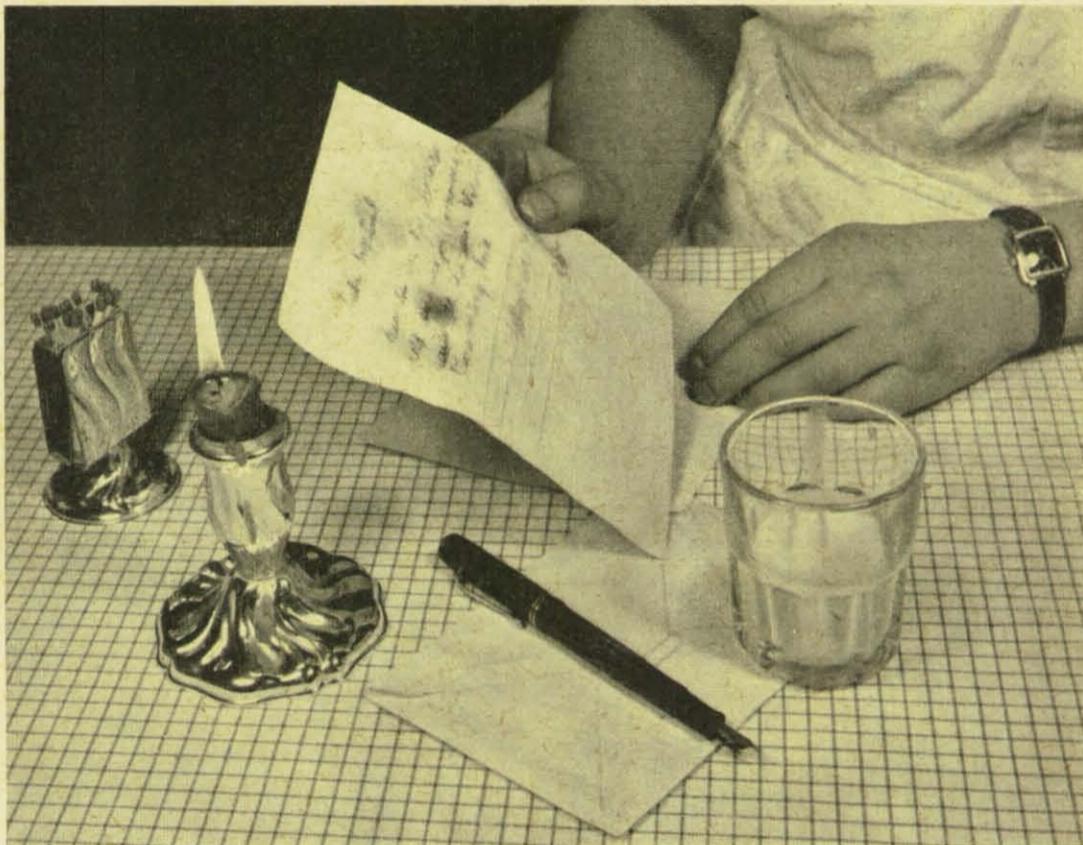


Dem Silberbesteck, dessen ursprünglicher Glanz nachläßt, das fleckig und unansehnlich wird, gelten häufig die Sorgen vieler Hausfrauen. Ein wenig Zigarettenasche, die mit einem weichen Lappen auf dem Silberzeug zerrieben wird, macht alles wieder blank und schön.

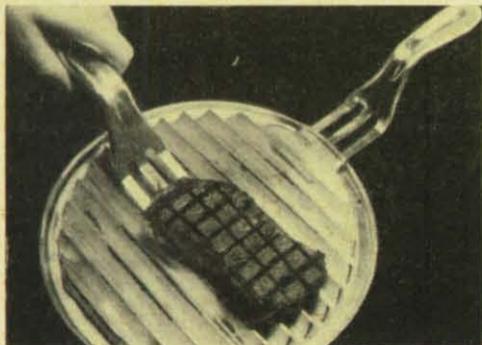


Mit dem Drahtverhau, einem Metall-Lappen aus Drahtgeflecht, können Sie auch das winzigste Lehmrestchen aus den Runzeln der Karotten entfernen. Sie ersparen sich dadurch mühsames Schaben und schonen auch Ihre Hände. Danach tüchtig spülen.

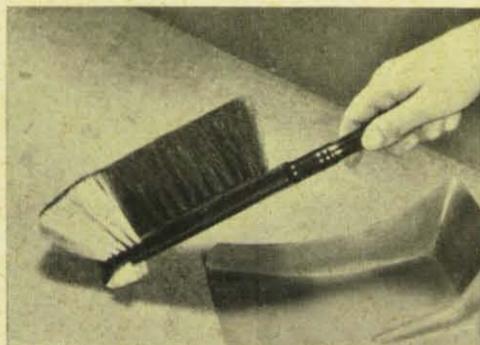
Eine Nachricht, die nicht jeder lesen soll, wird am besten mit Milch geschrieben. Milchschrift ist unsichtbar. Sie erscheint erst wieder beim Erhitzen des Papiers, zum Beispiel über einer Kerzenflamme, in einem ganz deutlich lesbaren Farbton.



TIPS FÜR MUTTI - TIPS FÜR MUTTI



Mit dieser Platte aus einer Aluminium-Legierung kann man in kürzester Zeit auf jedem Herd leckeres gegrilltes Fleisch bereiten. Ein praktischer Handgriff erleichtert das Auftragen und dient zugleich zum Wenden des schmackhaften Bratgutes. (F. Ritter und Sohn, München-Pasing.)



Ein Handbesen mit Piiii! Er weist nämlich als eine Art Zusatzgerät eine kleine Kratzbürste aus härteren Borsten auf. Damit wird beim Kehren mühelos festgetretener Schmutz von Fußböden und Treppen entfernt, ohne dabei irgendwelche Spuren zu hinterlassen. (Georg Hauck, Eschwege.)



An jede Steckdose kann dieser äußerst praktische Babyflaschenwärmer angeschlossen werden. (UWO-Vertrieb, München 8, Trogerstraße 32.)



Winzige Klammern für zarte Wäsche. Zehn kleine Plastik-Wäscheklammern und eine haltbare Plastik-Wäscheleine mit Ösen nehmen zusammen nicht mehr Platz ein als ein Büchelchen mit Zündhölzern. (Plastik-Breitenbach in Stuttgart-Fellbach.)

TIPS FÜR MUTTI - TIPS FÜR MUTTI

Die Landwirtschaft bediente sich der modernsten Mittel. Großraumpflügen, Säen mit Hubschraubern, künstliche Beheizung und Beleuchtung der Felder im Winter, Viehzucht auf selektiver Grundlage in mechanisierten Riesenfarmen — all diese Dinge waren zur Selbstverständlichkeit geworden. Indien konnte alle seine Söhne und Töchter selbst ernähren, um so eher, als der Geburtenzuwachs, der noch Ende der fünfziger Jahre katastrophale Folgen nach sich zu ziehen drohte, seit einem Jahrzehnt praktisch aufgehört hatte.

Indien stand in der Erzeugung von Autos mit an erster Stelle. Das ganze Land war von breiten, gut gepflegten „Expreß-Straßen“ durchzogen, auf denen die beliebten modernen Kleinwagen im vorgeschriebenen Mindesttempo von 120 km/st dahinflitzten. Es waren eiförmige Wagen mit Chassis aus Nylon und Karosserien aus Polyester, Rohöl-Gasturbinen und automatischer Steuerung, die ohne Zutun des Fahrers selbständig zu arbeiten begannen, sobald er die Stadt verließ und auf die „Expreß-Straße“ gelangte. Nun brauchte der Fahrer nicht mehr auf die Straße zu achten; er konnte lesen, schlafen oder mit einem seiner Mitfahrer Schach spielen (was ich wiederholt beobachtete). Am Rand der Straße waren nämlich elektronische Führungs- und Steuerschienen angebracht, die auf Lenkstange, Motor und Bremse drahtlos einwirkten und den Wagen unter ständiger Kontrolle hielten. Diese von indischen Ingenieuren konstruierten Anlagen hatten viel zur schnellen Motorisierung des Landes beigetragen und sogar der Beliebtheit des Flugverkehrs einigen Abbruch getan. Es gab fast keine Schienenwege mehr.

Maika hatte für unsere Tour durch Indien von der Verkehrsverwaltung einen Wagen des neuesten automatischen Typs zugewiesen bekommen.

Aber ich wurde es nach ein paar Tagen müde, dieses Land, so faszinierend es auch war, nur mit den Augen des Touristen zu sehen. Ich wollte wissen, wie die Menschen hier und jetzt arbeiten, wie sie mit den Produktionsmaschinen umgingen, wieviel ihnen die Maschinen von all der Mühsal abnahmen, die noch in meiner „Jugendzeit“ zum unerlässlichen Erbteil des Menschengeschlechts zu gehören schienen.

„Gut“, sagte Maika. „Morgen gehen wir in eine automatische Fabrik...“

Erst als ich mit Maika im Vorzimmer des Ministers für Automatisierung, Jogendra, im Verwaltungsviertel von New Delhi saß, fiel mir die merkwürdige Veränderung auf, die an diesem Morgen mit der schönen Armenierin vorgegangen war. Die überlegene, ruhige Pressechefin der Weltregierung war nervös und zerstreut, als nähme eine wachsende innere Spannung ihre geistigen Energien in Anspruch. Sollte es

EGON LARSEN

Du wirst die Zukunft noch erleben

Copyright: Gebr. Weiß-Verlag

das bevorstehende Interview mit dem Minister sein, das sie aus der Ruhe brachte? In ihrer Stellung hatte sie schließlich tagaus, tagein mit den Landesministern zu tun. Im übrigen war es ihre eigene Idee gewesen, Jogendra zu besuchen; ich hatte sogar versucht, es ihr auszureden — Minister, das wußte ich aus meiner journalistischen Anfangszeit, machten meist eine große Gnade daraus, wenn sie sich Presseleuten zur Verfügung stellten, und sagten einem selten das, was man wissen wollte. Aber Maika hatte darauf bestanden.

Wir standen noch keine zwei Minuten vor Jogendra, als mir des Rätsels Lösung zu dämmern begann. Der Minister war ein schlanker, hochgewachsener Hindu mit silbrigen Haaren und sanften, aber merkwürdig durchdringenden Augen hinter einer altmodischen Hornbrille. Maika mußte ihn, wie ich aus der Art ihrer Begrüßung entnahm, schon oft gesehen haben. Sie ließ keinen Blick von ihm und hing förmlich an seinem Munde. Wenn er sie etwas fragte, stotterte sie, die sonst um keine Antwort verlegen war, wie ein sehr junges Mädchen. Kein Zweifel, sie war in Jogendra verliebt.

Der Minister hatte in seinem ganzen Wesen wenig Ähnlichkeit mit den Ministern, die ich aus meiner früheren Laufbahn kannte; man hätte ihn für einen Arzt halten können.

„Sehen Sie sich diesen Bücherschrank an, mein Freund“, sagte er und führte mich zur Rückwand seines Arbeitszimmers. „Das ist meine Spezialsammlung — alles Bücher und Zeitschriften und Pamphlete aus der Zeit der Maschinenstürmerei, geschrieben gegen die Mechanisierung der Arbeit, gegen die mechanischen Webstühle von Lancaster, gegen Dampf- und Nähmaschinen, gegen Eisenbahn und Elektrizität. Und dieses Fach hier ist ausschließlich der zweiten industriellen Revolution seit 1945 gewidmet. Welcher Unsinn wurde damals verzapft: Die Menschheit gehe einer seelenlosen, totalitären Zukunft entgegen, Wissenschaft und Technik würden Männer und Frauen zu Sklaven ihrer eigenen Erfindungen machen.“

Als der Reporter Egon Larsen nach einem Dauerschlaf von 25 Jahren erwacht, findet er eine vollkommen veränderte Welt vor. Professor Bergh, dem er sich zu einem Schlafexperiment zur Verfügung stellte, lebt nicht mehr. An seiner Stelle wirkt Professor Naidu, unter dessen Leitung Larsen darangeht, die „Welt von heute“ — man schreibt das Jahr 1983 — zu entdecken. Durch Mr. Hawkins wird er über den Stand der Energiewirtschaft unterrichtet und unternimmt mit der schönen Pressechefin Maika Abadjan eine Weltreise, deren Ausgangspunkt Indien ist. Doch wie verwandelt ist das Land!

Maika hatte eines der Bücher aus einem anderen Fach herausgenommen. Es war der Bericht eines Studienausschusses der Vereinten Nationen über die sogenannten unterentwickelten Länder um die Mitte des Jahrhunderts. „Das sollte jeder, der Heimweh nach dem Gestern hat, zwangsweise zu lesen bekommen“, sagte sie.

„Ich kann es beinahe auswendig“, sagte Jogendra lächelnd. „Menschen, die in Schmutz, Armut und Aberglauben verkamen. Offene Kloaken, Infektionen und Epidemien. Phantastische Kindersterblichkeit. Das Alter begann mit vierzig Jahren. Analphabetentum und soziale Ungerechtigkeit. Das waren die guten, alten Tage Asiens vor der Entdeckung der Atomenergie!“

„Ich weiß, woran Sie denken“, sagte Maika ernst und sah ihn mit einem merkwürdigen Blick an. „Sprechen Sie nur zu unserem Freund davon, wie Sie zu mir davon gesprochen haben.“

„Warum nicht!“ sagte der Minister und wandte sich zum Fenster. Zehn Stockwerke tiefer eilte der unaufhörliche Strom der kleinen, indischen Autos vorbei. „Ich schäme mich nicht. Im Gegenteil. Ich bin... ich bin der Sohn eines Paria. Ich war selbst einer der Unberühbaren. Wissen Sie, was das heißt, ‚unrein‘ zu sein — so ‚unrein‘, daß jedermann, den man berührt, aufhört, der Gemeinschaft der Menschen anzugehören?“ Er drehte sich wieder zu uns um. „Nicht die Philosophen haben mich zum Menschen gemacht. Nicht die Politiker haben die Geißel der Unberührbarkeit zerbro-

chen. Die Maschinen haben es getan. Sie haben die Armut beseitigt, und mit der Armut die Kasten.“

Maika hatte mich zu Jogendra in der Hoffnung gebracht, er werde wenigstens ein oder zwei der von ihm geleiteten großen Unternehmen mit uns besuchen, so daß sie ein paar Stunden in seiner Nähe verbringen könnte. Aber der Minister ließ sich nicht dazu bewegen, und man merkte ihm nicht an, ob er von ihren Gefühlen für ihn wußte oder sie erwiderte. Erst beim Abschied behielt er, wie mir schien, Maikas Hand eine Sekunde länger als notwendig in der seinen. „Übrigens“, sagte er, „ich gehe nächsten Monat auf Urlaub nach Tasmanien. Haben Sie schon Pläne für Ihre Ferien?“

Maika lief hochrot an und stammelte ein schüchternes: „Nein.“

„Also — dann rufen Sie mich an, wenn Sie sich entschlossen haben. In Tasmanien beginnt jetzt der Herbst.“

Jogendra hatte für unseren Fabrikbesuch die Allindischen Zentralen Möbelwerkstätten zwischen Bangalur und Madras empfohlen, und wir nahmen den fahrplanmäßigen Helibus — eine Art riesigen Hubschraubers, der zwischen den größeren Städten Indiens die Verbindung herstellte.

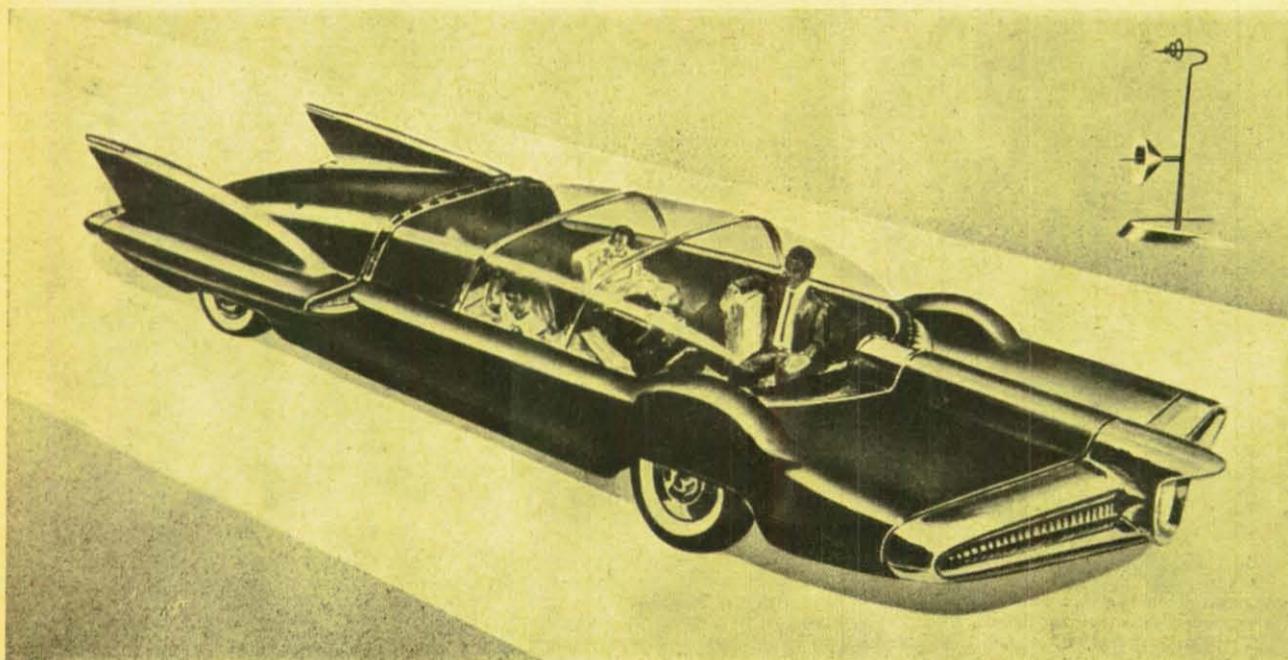
Am Heliport erwartete uns bereits der Hubschrauber der Fabrikleitung, und wenige Minuten später begrüßte uns der „Vorsitzende der mathematischen Kommission“, Professor Ajub, ein Afghane von höchstens 35 Jahren. Er hatte von Jogendra meine Geschichte gehört. „Zu Ihrer Zeit hätte man mich wahrscheinlich Fabrikdirektor genannt“, meinte er lächelnd, „aber so etwas brauchen wir heutzutage nicht mehr. Der eigentliche Fabrikdirektor — da ist dieses Instrument, das Elektronenhirn.“

Wir hatten ein einstöckiges, flaches, rundes Gebäude betreten, das in der Mitte eines ebenfalls kreisförmigen Gartens lag. Ringsum erstreckten sich gewaltige Hallen. Aus ihnen ertönte ein sanftes Summen und Brummen.

„Ja, die Leitung eines derartigen Werks ist heute vor allem eine mathematische Aufgabe“, fuhr der Professor fort. „Früher mußten sich die Herren Direktoren mit den Problemen von Gewinn und Verlust herumschlagen, Arbeiter besänftigen und Aktionäre bei guter Laune halten...“

„Eine Frage, Herr Professor“, warf ich ein. „Wem gehört eigentlich diese Fabrik?“

Wie fast alle zentralen Großunternehmen gehört sie rein nominell dem Pensionsfonds der Angestellten. Die ungeheuren Summen, die sich durch die Beitragsleistungen der Arbeitnehmer zur Sozialversicherung ansammelten, haben schließlich sozusagen eine eigene Triebkraft angenommen. Etwas mußte damit geschehen; und so wurden diese Zentralfabriken gebaut, mit



In fünfundzwanzig Jahren können Sie auf der Autobahn getrost Ihre Hände vom Steuerrad nehmen. Sobald Ihr Wagen in der gewünschten Fahrtrichtung liegt, übernimmt sofort ein Elektronengehirn die Steuerung. Und Sie ruhen dabei ganz sorglos aus.

denen der Privatunternehmer natürlich nicht mehr konkurrieren konnte."

"Aber braucht man denn heute keine Konkurrenz mehr, um einen Anreiz zu haben, das Beste zu leisten?" wollte ich wissen.

Der Professor lächelte — ein wenig mitleidig, wie mir schien. „Sie kommen aus einer längst vergangenen Zeit“, erwiderte er. „Wir sind keine Geldsammler. Wir produzieren nicht, um eine Fiktion zu schaffen, nämlich Zahlen auf Bankkonten. Wir produzieren, um einen Bedarf zu befriedigen...“

„Und wie stellen Sie fest, was verlangt wird?“

„Durch die Marktanalyse-Organisation der Zentralfabriken. Ein Heer von Interviewern ist unablässig im ganzen Land unterwegs, um von einer Woche zur anderen festzustellen, was die Leute brauchen — man kann auch sagen: was sie wollen — von der Badeseife bis zum Fernsehempfänger, und vom Konversationslexikon bis zur Klimaanlage. So gibt es keine Überproduktion, kein Wettrennen um die Gunst des Kunden und kein Dumping von unverkäuflichen Waren. Alle Ziffern der Marktanalyse, die sich auf Möbel beziehen, werden uns zugeleitet.“

„Kann man aber auch Geschmack und Stil in Ziffern fassen?“

„Ich denke, man kann es. Die Käufer sehen das jeweils Neueste, das aus den Ateliers kommt, in den Läden und Ausstellungen, und was ihnen gefällt oder nicht gefällt, was sie geändert oder umgeformt haben wollen, findet den Weg in diesen Raum, in dieses Instrument.“

Ich konnte nicht sagen, daß ich überzeugt war. Die einzige Erklärung, die ich fand, war die, daß der moderne Käufer offenbar von seinem Vorgänger der fünfziger Jahre sehr verschieden sein mußte.

Wir standen in der runden Halle, dem „Steuerraum“ der Fabrik. Etwa ein Dutzend riesige Schalttafeln mit Zifferblättern, bunt aufblitzenden Lichtern, grünlich schimmernden Bildschirmen, Knöpfen und Hebeln bildeten die Wand der Halle — je eine Schalttafel für ein Fabrikgebäude. Zwei Leute in weißen Overalls begrüßten uns. Der eine hatte seinen Platz an einem mit kleinen Hebeln und Skalen besetzten Tisch in der Mitte, der andere ging langsam von Schalttafel zu Schalttafel und beobachtete die Lichtsignale. Professor Ajub öffnete eine kleine Tür in der „Wand“ einer der Tafeln. Ich sah ein metallisches Band in langsamem Tempo vorbeiziehen; es sah aus wie ein magnetisches Tonband.

„Auf diesen Bändern sind die ‚Befehle‘ für die Fabrik in Form magnetischer Aufzeichnungen festgehalten“, erklärte der Professor. „Das ist sozusagen das Programm, das dem Elektronenhirn vorgeschrieben wird. Mit seinen zahllosen Silizium-Transistoren,

die etwa den Nervenzellen des menschlichen Gehirns entsprechen, setzt es das Programm in die Praxis um, indem es die einzelnen Maschinen steuert.“

„Und wenn es schiefeht — wenn eine Maschine schlecht arbeitet?“

„Die automatische Fabrik hätte nie zur Wirklichkeit werden können, wenn es keine elektronischen Kontrollgeräte gäbe“, antwortete Ajub. „Unser Elektronenhirn verfügt über ‚Augen‘ und ‚Fingerspitzen‘ — Fotozellen, Spektroskope —, die unendlich viel schärfer sehen und feiner fühlen als die des Kunsthandwerkers von Anno dazumal. Und wenn sie einen winzigen Fehler entdecken, melden sie es sofort dem Zentralnervensystem, und im Bruchteil einer Sekunde ist die betreffende Maschine wieder richtig gesteuert.“

Es war mir klar, daß in dieser Fabrik der Mensch eine ganz andere Rolle zu spielen hatte als früher. Er war nicht mehr für die Führung und Steuerung von Werkstück und Maschine verantwortlich, und die Aufgabe des Transportierens von teilgefertigten Werkstücken von einem Arbeitsvorgang zum andern war ihm völlig abgenommen worden. Wenn man das im Grunde einfache und logische Funktionieren dieses Unternehmens sah, dann konnte man sich nur wundern, daß die Techniker so lange gebraucht hatten, um der Vergeudung menschlicher Arbeitskraft zu steuern.

Professor Ajub führte mich durch den Sektor des Werks, der ein einfaches Möbelstück herstellte — Stühle.

In großen Tankwagen kamen die Rohstoffe am Eingang der Fabrik an, wo sie ihren Inhalt an ungeheure runde Stahltrommeln abgaben: Petroleumprodukte, Säuren, Glasfasern. Die Mischung — eine Polyester-Formel — wurde in Vorwärmebehälter gepumpt und von dort bei genau kontrollierter Temperatur und unter stetigem Druck der Formpresse zugeleitet. Ein Druck der Presse, und der Stuhl war fertig, ein je nach der Polyester-mischung gefärbtes Möbelstück. Ein „Extraktor“ ergriff es und setzte es auf ein Fließband, mit dem es zur Kontrolle fuhr. Die Ausschußstücke — falsches Gewicht, falsche Farbe, fehlerhafte Form — fuhren automatisch in die Mischtrommeln zurück. Die „guten“ Stücke, die von der Kontrolle freigegeben wurden, rutschten in den Packraum. Hier kamen aus dem Schacht einer kleinen Transportbahn bunte Gummischaukissen, die auf die Sitze der Stühle gedrückt wurden. Dann verschwanden die Stücke in einer Packmaschine, an deren Ende — zugleich dem Ende der Halle — versandfertig versiegelte durchsichtige Kisten herauskamen. Hier überwachte ein Arbeiter am Schaltbrett die Verladung in Lastwagen, die die Kisten zu den Frachtflughäfen beförderten.



Mit Hormonen und radioaktiven Stoffen will die amerikanische Holzindustrie den Wäldern zu Leibe gehen. Dadurch soll schnelleres Wachstum der Bäume bewirkt werden.

Außer diesem Arbeiter hatte ich in der ganzen Halle lediglich ein halbes Dutzend Leute in weißen Overalls gesehen, die gemächlich von Gerät zu Gerät, von Maschine zu Maschine wanderten: das Instandhaltungspersonal, wie mir der Professor erklärte. Die gesamte Verteilung der Arbeitskräfte auf die einzelnen Abteilungen des Betriebes hatte sich gegenüber der Zeit um 1950 grundlegend verschoben. Die eigentliche Produktion benötigte nur noch 5% der Beschäftigtenzahl, Instandhaltung 20%, Verwaltung 5% — und die ganzen übrigen 70% verteilten sich auf die beiden Abteilungen Produktionsplanung und Maschineneinrichtung: hier wurden die Ziffern der Marktanalyse übersetzt, die nötigen Maschinen entworfen und gebaut und die Magnetstreifen der Elektronenhirne mit den „Befehlen“ an die Maschinen mit Modulationen versehen. Das Kraftwerk — ein Reaktor neueren Typs, der die Atomenergie nicht auf dem Umweg über Dampfturbinen und Generatoren, sondern unmittelbar durch Induktion von Elektronenbewegung in Strom verwandelte — brauchte kaum irgendwelche Instandhaltung.

Maika schlug einen kurzen Besuch in der Personalverwaltung des Betriebes vor, wo wir mit dem Abteilungsleiter über das Problem des Nachwuchses für die hochqualifizierten Posten sprachen, denn der Begriff des „ungelernten Arbeiters“ gehörte offenbar der Vergangenheit an.

„Die Heraufsetzung des Schulentlassungsalters auf 19 Jahre gibt unseren ‚Anfängern‘ natürlich die Möglichkeit, sich schon während der Schulzeit zu spezialisieren“, berichtete der Abteilungsleiter. „Aber wir haben natürlich noch unsere eigene Testabteilung. Hier, sehen Sie — das ist eine Neuaufnahme von gestern. Gerade habe ich die Testkarte des jungen Mannes bekommen.“

Die Karteikarte, die er mir zeigte, enthielt nichts als einen Namen und die Zahlen:

$$3 \times 5 + 8 \times 24 = 6$$

„Und was besagt diese mathematische Formel?“ fragte ich verwundert.

Er lachte und antwortete: „Mit Mathematik hat das überhaupt nichts zu tun — nur mit Psychometrie! Das ist die internationale Kategorisierung für Angestellte. 3 heißt drei Jahre über dem Alter der Schulentlassung, also 22 Jahre alt. 5 bedeutet Erfahrung auf dem Gebiet der Transistorentechnik. 8 zeigt an, daß der junge Mann einen bestimmten Grad von technischer Phantasie besitzt — sehr wichtig für die Planungsabteilung! — 24 ist der Wertmesser für Initiative, deren Skala von 0–30 reicht, und minus 6... nun, der Neuankömmling hat, wie alle Menschen, seine kleinen Fehler. In diesem Fall ist es übermäßiges Temperament. Ich teile ihn daher einer größeren Gruppe zu, wo man ihm schon die Hörner ein bißchen abschleifen wird!“

„Ich habe ein merkwürdiges Gefühl im Magen“, flüsterte ich Maika zu. „Könnte das etwa Hunger sein?“

Professor Ajub schien erraten zu haben, was mich bedrückte, denn er lud uns ganz unvermittelt zum Essen in der Kantine des Werkes ein.

Eigentlich hatte ich auf ein gemütliches, ereignisloses Mahl in einer ruhigen Ecke gehofft; ich war der neuen Eindrücke müde. Aber kaum hatte ich den Kantinenraum betreten, da sah ich schon, daß an ein Nachlassen der geistigen Spannung, in die mich der pausenlose Ansturm der neuen Erlebnisse versetzt hatte, nicht zu denken war. Diese Kantine war so verschieden von den Betriebs-Speisesälen, die ich von früher her kannte, wie eine Schiefertafel vom Elektronenhirn.

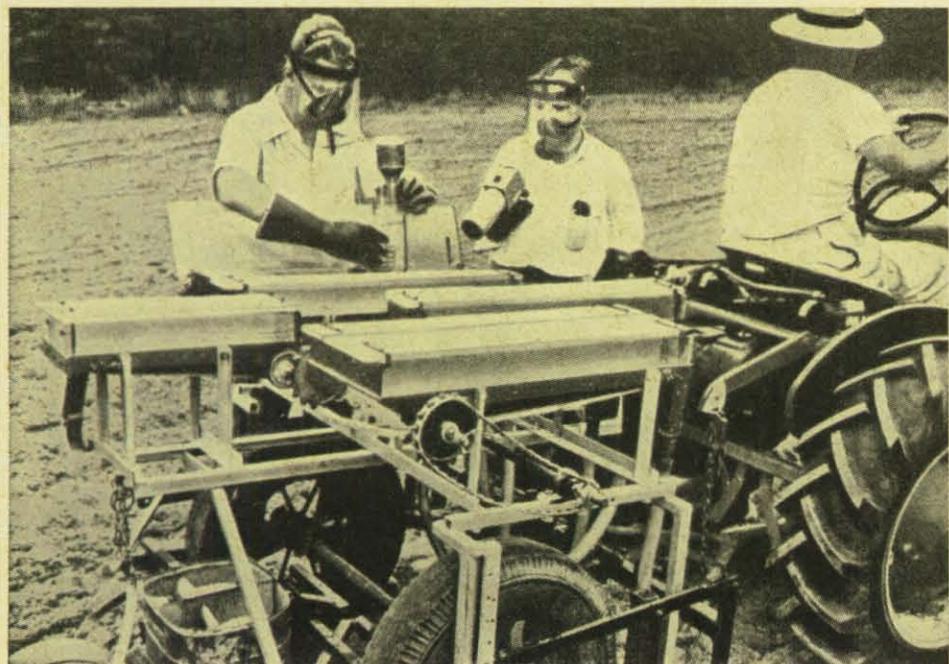
Der Raum war wohl mehr als 50 Meter lang, und ein merkwürdiger, etwa fünf Meter breiter Aufbau erstreckte sich der ganzen Länge nach durch die Mitte. Dieser Aufbau war aus einem durchsichtigen, glasähnlichen Kunststoff, und an ihm entlang lief zu beiden Seiten ein halbmeterbreiter, tischartiger Vorsprung. Ich sage absichtlich „tisch“, denn diese beiden fünfzig Meter langen Tische bewegten sich in langsamem Tempo. Davor befand sich eine ebenso lange Bank mit etwa achtzig bequem gepolsterten Sitzen, die sich an einem Laufband mit derselben Geschwindigkeit wie der Tisch bewegte. Auch der Boden unter den Sitzen fuhr mit. Ich mußte erst eine Weile zusehen, bis mir die ganze Bewegung von Tisch, Sitz und Boden zum Bewußtsein kam; und ich erfuhr, daß es achtzehn Minuten dauerte, bis die ganze Strecke abgefahren war.

„Böse Zungen nennen unsere Kantine eine Eßmaschine“, meinte Professor Ajub. „Aber so schlimm ist es nicht. Nehmen Sie Platz und überzeugen Sie sich selbst!“

Die erste Annehmlichkeit der ungewohnten Anlage zeigte sich sofort: Man brauchte nicht auf der Suche nach einem freien Platz herumzuwandern, nicht nach der Kellnerin zu winken oder selbst ein volles Tablett durch die Tischreihen zu balancieren. Innerhalb weniger Sekunden kam ein Sitz mit dem Laufband herauf; Maika nahm Platz dann ich und nach mir der Professor.

Ich war ziemlich hungrig. Um so größer war meine Enttäuschung, als hinter der Glaswand langsam die verlockendsten Hors d'œuvres vorbeizogen — aber wie konnte ich sie erreichen? Der Professor ließ mich ein paar Augenblicke lang zappeln, ehe er mir den Trick zeigte: Man brauchte nur die Hand nach dem Teller auszustrecken, den man haben wollte, und schon öffnete sich, durch eine Fotozelle betätigt, eine kleine Klappe in der Glaswand, aus der man sich den Teller holte. Und kaum hatte ich meinen in der Hand, so erschien ein neuer Teller mit dem gleichen Inhalt aus unbekannter Tiefe, heraufgezaubert wie beim „Tischleindeckdich“ im Märchen.

(Fortsetzung folgt)



Auf landwirtschaftlichem Versuchsfeld. Düngemittel werden mit radioaktivem Phosphor gemischt, um den Weg dieses Stoffes durch Boden und Pflanze zu verfolgen.



Der sogenannte **Fahrrad-Stier** ist ein ebenso nützlich wie auch witziges Gerät. Auf ein Rad hat man die Hörner eines ausgewachsenen Stiers montiert. Wie bei uns die Jugend dem Fußballsport huldigt, so begeistern sich die jungen Spanier für den Stierkampf. Nicht jeder wird ein Torero, der einmal mit dem Fahrrad-Stier mehr oder weniger erfolgreich geübt hat.



In vollem **Ornat** eines echten Stierkämpfers lassen sich stolz diese jungen Burschen fotografieren. Das Bild kommt dann als bewunderte Trophäe in das Familienalbum. Allerdings werden nur Großmütter und alte Tanten ihre Freude daran haben, denn die Freunde, und vor allem die Väter, wollen andere Bilder sehen, echte und erregende Szenen mit dem wilden Stier aus der Arena.



Bitte recht freundlich! Aber das gilt wohl nicht für einen Torero, der sich der Würde seines Standes bewußt ist. Unser Bild zeigt José Parron „Joselillo“. Auf seiner Visitenkarte steht als Beruf verzeichnet: „Erfolgreicher Töter von Jungstieren.“

Torero müßte man sein!

Stierkämpfer verdienen mehr als Filmstars



Zehn Jahre alt ist der Schüler, der hier erlernen will, wie man kunstgerecht mit der „capa“, dem roten Tuch, umgeht. Die Übungen finden immer im Freien, auf Plätzen oder Straßen statt, so daß auch die Erwachsenen etwas davon haben. Es fehlt nie an fachkundigen Zuschauern, die mit begeisterten Zurufen die jungen Stierkämpfer anfeuern.

In Spanien nehmen die Toreros eine gesellschaftliche Stellung ein, die in anderen Ländern den ganz großen Filmstars vorbehalten ist. Sie sind jene geheimnisumwitterten Personen, denen eine begeisterte Menge huldigt und die wahre Stargagen beziehen. Der berühmte Matador Manolete erhielt bis zu einer Million Pesetas (etwa 73 000 DM) Gage für einen einzigen Stierkampf. Kein Wunder also, daß fast jeder spanische Junge den großen Wunsch hegt, auch einmal Torero zu werden. Doch so einfach ist das nicht. Man darf auch nicht vergessen, daß der Matador bei jedem Kampf sein Leben aufs Spiel setzt. Unsere nachfolgende Geschichte ist eine wahre Begebenheit.

Es ging um beide Ohren

Domingo Avarada zündete mit zitternder Hand das kleine Talglicht an, das vor dem Madonnenbild auf der Kommode stand. Er starrte in die Flamme, versuchte sich zur Andacht zu zwingen und seine Gedanken zu konzentrieren. Aber er dachte nur an den bevorstehenden Kampf. Er hatte den Stier gesehen. Eine Bestie mit dem Satan im Leib!

„Steh' mir bei“, murmelte er zerstreut und trat vor den großen Spiegel. Er sah sein Bild und erschrak. Das Gesicht war bleich, und die Augen waren unstill und febril.

Ruhig werden. Vergessen. An etwas anderes denken. Woran?... Der Präsident wird in der Ehrenloge sitzen. Was habe ich mit dem Präsidenten zu tun... Conchita, Conchita wird den Kampf sehen! Dieser Gedanke gab ihm neue Hoffnung. Sie wird meinen Hut in ihren Händen halten. Das bringt mir Glück.

Eine Klingel schrillte auf. Domingo

begann, sich anzukleiden. Das Kostüm aus blauer Seide mit den reichen Goldverzierungen schloß sich eng um die knabenhafte Gestalt. An der linken Hüfte war den Stoff hart und spröde von getrocknetem Blut. Vierundsechzig Stiere hatte Domingo besiegt, aber noch nie war er vor einem Kampf so unsicher gewesen.

Gonzales, sein Manager, trat in die Garderobe und klopfte ihm leutselig auf die Schulter. „Na, mein Junge, bist du gut in Form? Ich erwarte, daß du die Trophäen holst. Beide Ohren!“

Domingo nickte. Ihm wurde bewußt, wie wenig er doch mit diesen Menschen, mit Gonzales, mit Kollegen, den Zuschauern, gemein hatte. Er war allein. Allein mit sich und dem Stier.

Während die Banderillos und die Picadores auf ihren Pferden die vorbereitende Arbeit leisteten und den Stier reizten, beobachtete Domingo das Tier, studierte jede seiner Bewegungen und Reaktionen. Ein Trompetenstoß zeigte



seinen Auftritt an. Er goß ein Glas Wasser über seine „capa“, um sie steif und schwer zu machen im Wind. Durch die schmale Öffnung der Bretterverkleidung trat er in den Sand, ging vor die Loge und verneigte sich.

Schon sein bloßes Erscheinen löste einen rauschenden Beifall aus. Domingo war der Liebling des Publikums, und wie bei jedem seiner Kämpfe war die Arena bis auf den letzten Platz ausverkauft. Er dankte für die Gunst der Menge und winkte zu Chonchita hinauf. Das Mädchen fing geschickt die Kopfbedeckung und grüßte zurück.

Nun verließen die anderen Toreros, die den Stier abgelenkt hatten, die Runde. Sogleich nahm der Bulle Domingo an. Der Matador stand mitten in der Arena. Sein Körper war gestrafft, auf die Zehenspitzen gehoben, versteinert. Die Arme waren hochgereckt. Nur die rote „capa“ pendelte vor seiner Brust. Ein Raunen lief durch die Ränge. Der Stier stürmte mit gesenktem Kopf heran und ... Ole! Handbreit schoß das rasende Tier an dem Matador vorbei, der im letzten Augenblick das Tuch zur Seite geschwenkt hatte. Aufatmen, Lachen und Beifallklatschen ging durch die Menge. Ohne sich nach dem Stier umzusehen, kniete Domingo nieder und schwang das rote Tuch über den Rücken. Und wieder gelang es ihm, den Stier an sich vorbeizudirigieren.

„Ole! Ole!“ tobte die Menge. „La Musica! Mu-si-ca!“

Die Kapelle begann zu spielen.

Nun ging Domingo aus sich heraus. Die Anerkennung der Leute feuerte ihn an. Es war seine faire Kampfweise, die begeisterte. Er gab dem Stier eine Chance, indem er sich immer in Gefahr begab. Er war dem Kopf des Stieres ständig nahe. Er bestach durch seine

Tollkühnheit, seine genau berechneten Bewegungen, seine geniale Körperbeherrschung.

Die Arena glich einem Hexenkessel. Wieder und wieder wurden Sprechchöre laut. Als Domingo den Degen unter seiner „capa“ hervorzog und zum tödlichen Stoß ansetzte, verschlug es den Zuschauern den Atem. Sicher und elegant führte der Matador den Streich, und der Degen drang dem Tier bis zum Heft in den Leib.

Bevor noch der allgemeine Beifallschaumel einsetzte, erscholl ein Jubelschrei: „Domingo!“

Conchita war aufgesprungen und jauchzte vor Entzücken. In einem hohen Bogen flog ihr Fächer in den Sand. Es war, als hätten die übrigen Zuschauer ihren Applaus zurückgehalten, um ihr diese erste Ovation zu überlassen.

Der Matador hörte den Ruf. Er nahm den Fächer auf und führte ihn zum Mund, während er sich Conchita zuwandte.

Im gleichen Augenblick ramnte der todwunde Stier seinem Peiniger die Hörner in den Rücken. Er riß den Körper hoch, wirbelte ihn durch die Luft, um dann mit letzter Kraft auf ihm herumzutampeln.

Die Beifallsbezeugungen endeten in einem einzigen Entsetzensschrei aus vielen tausend Kehlen. Man versuchte, den Stier von seinem Opfer abzubringen. Aber es war nicht mehr nötig. Domingo hatte gut getroffen und das Tier brach wenige Augenblicke, nachdem es den tödlichen Stoß empfangen hatte, an seiner Seite nieder. Der Präsident gab ein Zeichen und der Lärm verstummte. Ein Torero schnitt dem Stier beide Ohren ab, zeigte die begehrten Trophäen dem Publikum und legte sie dem toten Matador in die Hände.

Bei den Übungsstunden muß einer der jungen Männer die Rolle des Stiers übernehmen und mit fahrbaren Hörnern angreifen. Dieser „Stier“ scheint seine Aufgabe sehr ernst zu nehmen, denn er rollt furchterregend die Augen und bläht die Nüstern.



So muß man den Degen halten, um den wütenden Stier mit einem Stich zu töten. Der Lehrer (links) ist ein erfahrener Stierkämpfer, der durch einen Unfall nicht mehr auftreten kann. Nun vermittelt er sein Wissen, sein „Geheimnis“ wie man es nennt, an seine Schüler. Dafür bekommt er allerdings nur 1 Mark pro Woche von jedem Anwärter.



Mit einer riesigen Trombone kommt Charlie auf die Bühne und weckt seine Söhne mit mächtigem Tuten auf. Er versteht es nämlich, diesem Monstre-Instrument, das früher Carl Valentin gehörte, Töne zu entlocken.

Eine ganz private Unterhaltung führte der große Spaßmacher mit unserem Reporter in seiner Garderobe. Dabei entstand dieses Bild. Charlies Sprachkenntnisse sind wie er selbst: international.



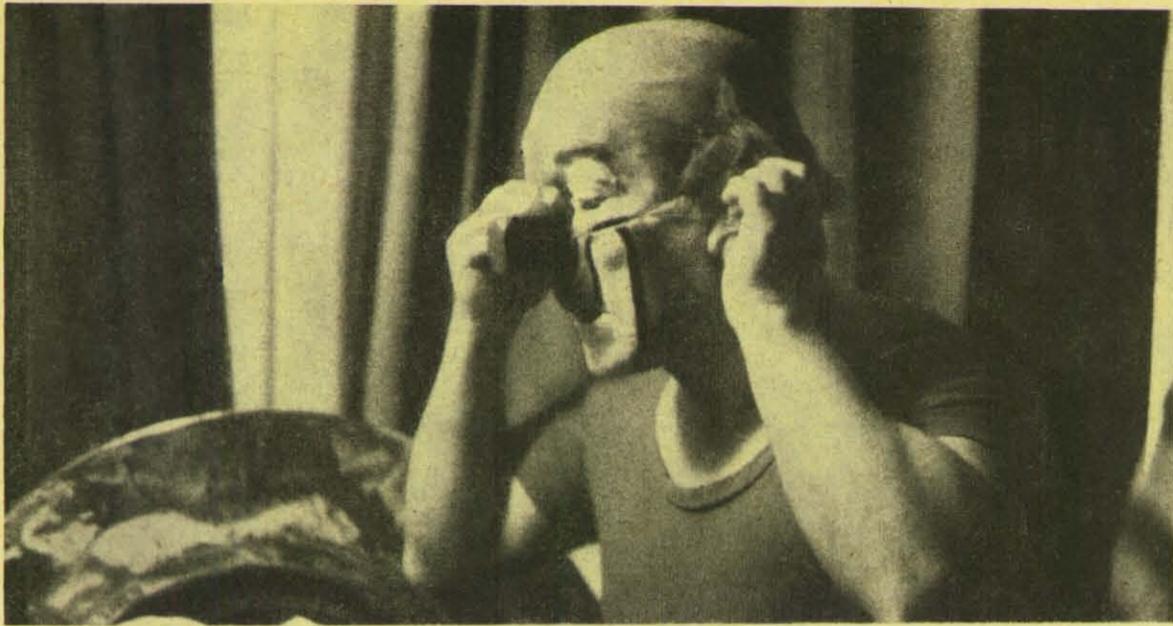
Immer zu Späßen aufgelegt nahm Charlie Rivel die ZB-Illustrierte in die Hand, verdrehte die Augen und sagte sein berühmtes „Schö . ö . ö . n“. So geschah nach der Kölner Premiere im „Atelier“.



Oh, mein Papa...

Juanito erzählt von seinem Vater, dem großen Clown Charlie Rivel

Wir waren noch ganz kleine Jungen, als wir zum letzten Male in Köln gastierten. Damals traten wir in gleicher Maske und Kostüm auf wie Papa als Lillput-Rivels. Später haben wir jahrelang am Trapez gearbeitet und im Zirkus unseres Großvaters eigentlich alles gelernt, was ein Artist können muß. Vor einigen Jahren kehrte Papa in unser Haus bei Paris zurück und wollte einfach nicht mehr auftreten. Uns schickte er nach Amerika, damit wir in der Neuen Welt etwas Ordentliches dazulernen sollten. Als wir dort bekannt waren, holten wir ihn auch über den großen Teich. Papa hatte drüben großen Erfolg und beschloß, mit uns zusammen eine Nummer zu bauen und wieder mitzuarbeiten. Im Vertrauen gesagt, es wäre auf die Dauer auch nicht gut gegangen, denn Papa fühlte sich ohne Arbeit unglücklich. Er ist sehr hart bei den Proben. Oft müssen wir uns sagen lassen: „Du hast gelacht auf der Bühne. Das dürfen nur die Zuschauer“ oder „Du bist faul!“ Am schlimmsten aber ist es für jeden von uns, wenn er sagt: „Du bist ja schon wieder dicker geworden.“ Ohne Papa wären wir nichts. Ja, mein Papa ist großartig, privat und auch bei der Arbeit.



Ganze fünf Minuten hat der Artist, um seine bekannte Maske zu machen. Mehr Zeit bleibt ihm nicht zwischen seiner Nummer als Geigenvirtuose, die er in Zivil spielt, und seinem ersten Auftritt als Clown. Da kommt es genau wie auf der Bühne auf größte Konzentration und Präzision an. Jedes Requisit, jeder Schminkestift muß an seinem Platz liegen, jeder Handgriff sitzen. Für den Fotografen wiederholte Charlie den Vorgang des Schminkens einmal langsam.



Das sind die Charlivels, die berühmten Söhne. Links Charlie, in der Mitte Valentino, der Benjamin und Casanova der Familie, und rechts außen Juanito, der Älteste. Es ist unglaublich, was diese drei auf der Bühne alles treiben: Sie spielen jeder sechs Instrumente, sind großartige Akrobaten, tanzen, singen und treten als Clowns in die Fußstapfen des Vaters. Valentino und Juanito haben Söhne, die manchmal wie sie früher im Programm mitarbeiten.

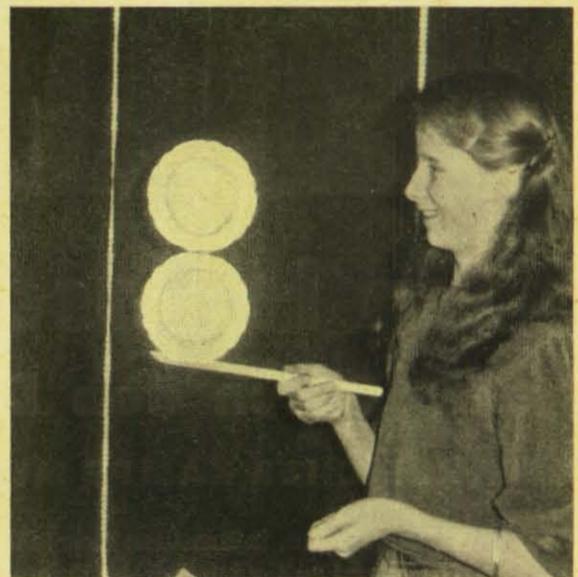


Eine tolle Nummer ist die Szene „Sei ein Clown“. Es ist eine Mischung zwischen amerikanischem Musical und echter Clownerie. Alle drei Söhne sind mit von der Partie und warten hier auf den Auftritt des Vaters. Selbst wenn man sie von vorne sehen könnte, würde man höchstens Valentino in der Mitte erkennen. Die beiden anderen aber haben sich mit einem Male aus gelenkigen Akrobaten in schlaksige und äußerst komische Auguste verwandelt.

Karin zaubert mit Tellern



Verehrte Zuschauer! Geschwindigkeit ist keine Hexerei, und es ist auch noch kein Meister vom Himmel gefallen. Nur Geduld müssen Sie haben, einen Kochlöffel aus Holz und natürlich Teller. Wie viele liegt ganz bei Ihnen.



So wird es gemacht! Schon balanciert ein zweiter Teller auf dem ersten. Was Sie natürlich nicht sehen können, verehrte Zuschauer, ist die Tatsache, daß sich beide Teller in rasender Geschwindigkeit gegeneinander drehen.



Hoppla, Nummer drei! Dieses Kunststück gelingt allerdings nur Fortgeschrittenen. Jedem Anfänger möchten wir raten, erst einmal mit unzerbrechlichen Requisiten zu üben, da wir nicht für zerbrochenes Porzellan aufkommen.



Ein Hilfeschrei

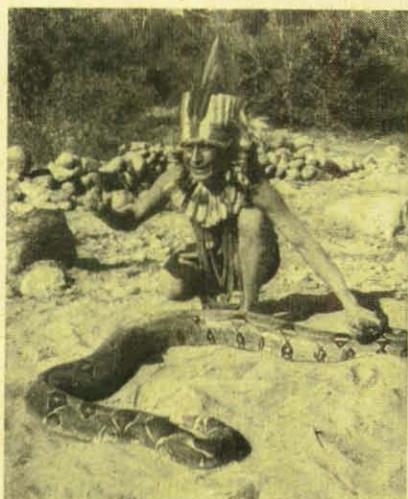
gellte durch den Dschungel

GEFÄHRLICHER KAMPF MIT EINER BOA

Wir waren ausgezogen, in Brasilien eine lebende Boa für das Reptilienhaus in Miami zu fangen. Bereits mehrere Stunden hatten wir vergeblich am Fluß gewartet, als wir plötzlich einen gellenden Hilfeschrei im Dschungel hörten. Wir rannten ihm nach und fanden zwei Indianer im verzweifelten Kampf mit einer 5½ Meter langen Landboa. Wir griffen ein und konnten den Indianer befreien, ohne die für das Schlangemuseum so wertvolle Boa zu verletzen.



Blitzschnell zupacken kann die Boa, obwohl sie einen schwerfälligen Eindruck macht. Ihre Tarnfarbe ist so der Umwelt angepaßt, daß man sie im Gewirr von Ästen und Zweigen kaum erkennen kann.



Lebend gelangen! Vom Kampi erschöpft und durch einen besonderen Griff des Indianers gelähmt, liegt die Riesenschlange im Sand. Der Mann zeigt mit den Fingern die Länge der Zähne des Reptils.

Ein Kampi auf Leben und Tod ist das Zusammentreffen mit einer Boa für die brasilianischen Indianer. Dieses Tier hatte auf einem Baum gelegen und sich auf einen ahnungslos vorüberkommenden Indianer herabfallen lassen. Wäre ihm nicht ein Landsmann zu Hilfe gekommen, der mit aller Kraft versuchte, die Schlange am Schwanz festzuhalten, das rasende Reptil hätte ihm schon sämtliche Knochen gebrochen, und unsere Hilfe wäre zu spät gekommen.



Fast zu Boden gedrückt von dem Gewicht des gewaltigen Tieres wird der Indianer. Aber er wollte unter allen Umständen mit der Beute fotografiert werden. Als eines der wenigen Exemplare der prähistorischen Fauna, deren Aussehen sich in fast 400 Millionen Jahren nicht verändert hat, kann diese Boa nun im Reptilienhaus von Miami als die drittgrößte gefangene Schlange der Vereinigten Staaten bewundert werden. Eine wertvolle Bereicherung!

WAHRE GESCHICHTEN

Menschenfreundliche Gangster

New York. Hotel „Emerson“. 297 Ein- und Zweibettzimmer. Nachtportier Henry Martin zählte die Schlüssel am Brett. Da wirbelten drei finstere Gesellen durch die Drehtür. „Hands up!“ sagte der erste. Der zweite kassierte 102 Dollar aus der Tageskasse. Der dritte bemächtigte sich der Hosen des Portiers und legte den Mann selbst hinter dem Empfangsschalter auf den Boden. Dasselbe machte dann wieder der erste mit dem Fahrstuhlführer, und so ging das weiter.

Um 4.10 Uhr kam Fernsehschauspieler Curran durch die Tür. Er nahm gleich von selbst die Arme hoch. „Nimm sie wieder runter“, meinte der erste Geselle, übrigens Red geheißen, „... und zieh Mantel und Hosen aus.“ Dann: „Wie ist dir zumute, Kamerad?“ — „Wie nach einem Herzanfall“, sagte Curran. Red fühlte des Schauspielers Puls und gestattete ihm, im Sessel Platz zu nehmen.

4.30 Uhr kam ein Armeesergeant. „Ein rauher Krieg, Sergeant!“ sagte Red schulterklopfend, während der Soldat 80 Dollar auspackte.

Dann kam der Telegrammbote. Er durfte die Hosen anbehalten, da er nachweisen konnte, daß sie Staatseigentum waren.

Dann entdeckten die Gangster die Weckliste. Sie läuteten die Gäste zur gewünschten Minute per Telefon aus dem Bett, fuhren ihnen im Fahrstuhl entgegen, geleiteten sie in die Halle und halfen ihnen beim Hosenausziehen und Taschenentleeren.

Um 5 Uhr schließlich: — die rothaarige Nachtclubsängerin Judy Mallory quälte sich müde durch die Tür. „Was für eine Party ist das?“ rief sie. Red antwortete: „Schließ dich den anderen Kunden an, Rotköpfchen!“ Sie protestierte. Der Boden sei zu kalt. „Gut, dann setz dich neben den da.“ Gemeint war Curran.

Um 7.18 Uhr — zwanzig Leute waren inzwischen in der Halle versammelt — erschien endlich der erste Gast des neuen Tages. Er brüllte: „Was ist denn hier los?“ Keiner antwortete. Die Gangster waren mit Pistolen, Brecheisen und 3384 Dollar in bar verschwunden.

Liebe macht taub und blind

Der planmäßige Abendzug zwischen Viselhövede und Walsrode hielt auf freier Strecke mit einem Ruck. Die Fahrgäste stürzten an die Fenster. Was war geschehen...? Nun — ein Liebespaar saß nur zwischen den Geleisen, eng umschlungen und selbstvergessen und hatte das Pfeifen und Läuten des herannahenden Zuges überhört. Das Mädchen, übrigens erst 15 Jahre alt, wurde bis zur nächsten Station mitgenommen. Der Liebhaber entfloh.

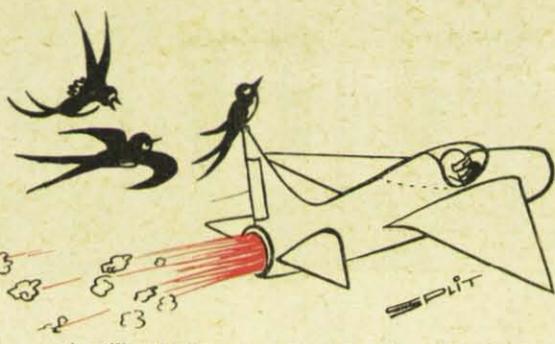
Die Liebesprobe

Alberto schloß leise die Wohnungstür auf. Ob seine Freundin Pamela schon schlief? Gewöhnlich besuchte er sie drei Stunden früher. Heute ausgerechnet hielt ihn der Gesandte zurück. Wegen irgendeiner dummen Sache. Na ja, Beruf ist eben Beruf, und auch Diplomaten haben es manchmal nicht leicht.

Pamela schlief wirklich. Ihr Kopf lag zur Seite geneigt auf den Kissens. Sie lächelte. „... wird müde gewesen sein... ist ja auch ein anstrengender Dienst in so 'nem Warenhaus“, dachte Alberto. Und da fiel ihm ein Brief neben Pamelas Kopf ins Auge. „Liebster, ich werde schlafen, wenn Du kommst...“, stand dort zu lesen. „... ganz fest... und von Dir träumen. Aber ich weiß: ich bin nichts. Nur eine kleine Verkäuferin. Und Du — ein Diplomat! Ob Du mich eines Tages heiratest? Ich wünsche nichts sehnlicher. Aber ich muß Dich einmal auf die Probe stellen. Ich habe ein starkes Schlafmittel genommen. Wenn Du mich nicht mehr leiden magst, drehst Du Dich einfach um und gehst wieder. Später kannst Du sagen, Du hättest im Hotel geschlafen. Wenn Du aber möchtest, daß ich ins Leben zurückkehre, dann mußt Du schnell einen Arzt rufen...“

„Pammi“, schrie Alberto auf und rüttelte seine Liebste, „... Pammi, wach auf. Sag doch was, Pamela...!“ Pamela aber wachte nicht auf. Die Sirenen des Überfallkommandos und der Mordkommission heulten durch die Straßen. Aber zu spät.

Die Polizei stand vor einer schweren Aufgabe. Mordverdacht für Alberto? Nein. Der Gerichtsmediziner stellte fest, daß Pamela von einem Arzt leicht gerettet worden wäre... wenn man ihre Tat eben drei Stunden früher bemerkt hätte. Die Dosis war genau für diese drei Stunden berechnet und Pamela war eingeschlafen in der Hoffnung, daß ihr Freund sie wecke.



... sie will unbedingt die erste Schwalbe sein, die vom Süden eintrifft — damit ihr Bild in die Zeitung kommt!

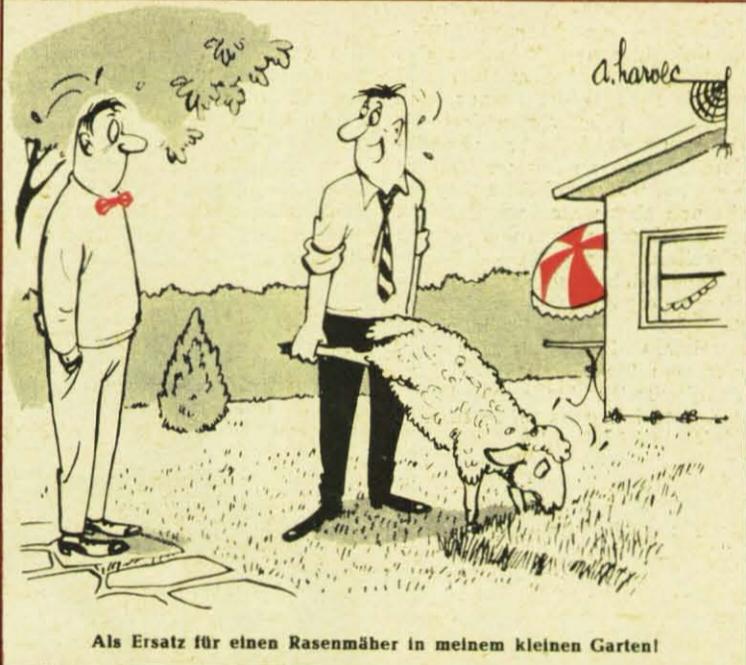


Ohne Worte!

Frühlings-
erwachen



Soeben verlobt: Ringe gewechselt.



Als Ersatz für einen Rasenmäher in meinem kleinen Garten!



„Kameraden, die Gefahr scheint vorüber zu sein!“

Komisch, nicht?

Zweifelhaft

Farmer Patterson kam in den Drugstore, packte eine Tüte aus und fragte:

„Was glauben Sie, was das ist?“

Der Händler roch daran, dann rieb er das Pulver zwischen den Fingern.

„Sie müssen es kosten!“ forderte der Farmer.

Der Händler tat es zögernd, dann meinte er:

„Ich halte es für Soda!“

„Großartig!“ rief da Patterson triumphierend. „Ich glaube es auch, aber meine Frau schwört, es sei Rattengift!“

Berufswechsel

... der Varieté-Agent zu einem jungen Artisten: „Sie können vier Instrumente spielen, Sie können tanzen, Sie können kunstpfeifen. Sie können radschlagen, jonglieren und auf den Händen gehen. Aber Sie haben keine Stimme, überhaupt

keine Stimme. Als Musikclown kann ich Sie nicht gebrauchen. Aber wissen Sie was, legen Sie sich einen ausländischen Akzent zu — und werden Sie Schlagersänger!“

Mut

Ein Freund von Paul Kemp hatte sich verlobt und wollte heiraten. Paulchen gefiel aber die Auserwählte nicht so recht, und er meinte deshalb:

„Ich weiß nicht so recht, mein Lieber, ich könnte mich in deinem Fall nicht zu einer Heirat entschließen.“

„Ja“, meinte der Freund, „man muß eben ein bißchen Mut haben.“

„Mut, gewiß“, gab Kemp zu, „aber was du hast, ist Übermut!“

Besser wäre früher

Hans Albers, der bekannte deutsche Schauspieler, wurde auf einer Veranstaltung einer Dame vorgestellt, die anscheinend übersehen

hatte, daß man in den Sechzigern keine zwanzig mehr ist. Sie versuchte mit allen Mitteln, mit dem Künstler in ein Gespräch zu kommen und meinte schließlich mit schmachtem Augenaufschlag: „Ob Ihnen wohl mein Vorname gefällt, Herr Albers? Ich heiße Rosine!“

„O wie reizend...“ meinte dieser. „aber, meine Gnädigste, wie wundervoll wäre es erst gewesen, wenn ich Sie schon als Weintraube kennengelernt hätte!“

Wirklichkeit

„Was, das soll eine Liebeszene sein?“ tobte der Filmregisseur. „Das ist ja, als ob man einen Eimer kalten Wassers über den Kopf geschüttet bekommt. Stellen Sie sich doch einmal vor, daß Ihr Partner Ihr Mann ist, dann geht es sicherlich besser!“

„Geht leider nicht — seit gestern ist er mein Mann!“ meinte der Star.

Philip Wylie:

SIE KAMEN IN DER DÄMMERUNG

Alle Rechte der deutschen Übersetzung bei Verlag Schimmelbusch & Co., Bam.

8. Fortsetzung

Jim William erhob sich und sagte in sarkastischem Ton: „Bist du überhaupt richtig durchgekommen?“

Charles nickte.

„Und was sagen die Helden in Hink Field? Nehmen die den Zauber ernst?“ Wieder nickte Charles.

„Idioten! Ich sage dir, und wenn im ganzen Land Alarm ist, alles aufgelegter Schwindel! Das kommt nur von der Regierung, die wollen uns Zivilisten mal wieder unter den Soldatenstiefel treten. Ein ganz verdammter Schwindel, sage ich dir. Paß du mal auf, wen ich das nächstemal wähle, Junge, Junge!“

„Immerhin“, sagte Charles, der seinen und der Mutter Mantel schon bereit hielt, „wenn ihr die Sirene hört, dann geht mit den Kindern sofort in den Luftschutzraum — und bleibt schön unten.“

Jim grinste. „Na, du bist gut. Hast du das gehört, Ruth? Wenn wir die Sirene hören! Daß ich nicht lache! Mein lieber Junge, in ganz River City gibt es keine sechs Sirenen, und die für uns nächste hört man bei starkem Wind vielleicht noch am Wasserreservoir.“

Charles fiel es erst jetzt wieder ein, wie verschieden die beiden Städte sich vorbereitet hatten. Er sagte: „Bitte, versprich mir wenigstens, daß ihr das Radio laufen laßt. Wenn Alarmstufe Rot gegeben wird, dann nichts wie los in den Keller und bleibt unten!“

„Na schön. Falls wir es überhaupt hören, ich kann's mir kaum denken.“

Charles warf einen sorgenvollen Blick auf die Kinder, bemerkte, daß Ruth nun wütend war, und machte die Tür auf: „Also, versprich es mir!“

„Ja doch!“ sagte Jim nachlässig. „Himmelherrgott, ich hätte nicht gedacht, daß meine eigenen Verwandten solche verdammten, überspannten Narren sind!“

Im Wagen sagte Betty: „Es ist ernst, nicht wahr, Charles?“

„Sogar verdammt ernst.“

„Du hast mehr gehört, als du sagen darfst?“

Er bog in die Weidentalstraße ein, wich im letzten Augenblick einem wild daherrasenden Lastwagen aus und wandte sich nach Süden.

„Ich will dir etwas sagen, Mutter, aber behalt's für dich. Vater wird es sowieso bald selbst erfahren, wahrscheinlich sogar alle hier: Drei Bomberverbände sind im Anflug, und einer kommt von Süden! Gott weiß, wie das überhaupt möglich ist!“

Sie gab keine Antwort. Er blickte schnell zu ihr hinüber. Sie hatte den Kopf gesenkt und die Augen geschlossen. Plötzlich verstand er — es griff ihm ans Herz, und doch war es gut, und es war richtig und mußte so sein — daß seine Mutter weinte.

VI

Es waren nicht die Toten! Soviel konnte Nora auch in ihrer großen Angst erkennen: Tote trugen keine Gummistiefel. Es waren ein paar Kanalarbeiter mit ihren Laternen. Noras Erleichterung war grenzenlos.

Ein Erwachsener, der so starke seelische Erschütterungen durchlebt hatte wie Nora, wäre jetzt sicher sanft in Ohnmacht gefallen. Nora jedoch war zwar erlöst von ihrem höllischen Entsetzen, dafür drohte ihr eine neue Gefahr: der Zorn der Großen.

„Ach du lieber Himmel, ein Kind!“

Nora rief mit ganz kleinem, schüchternem Stimmchen: „Ach, hallo!“

In einem Landhaus am Walnußweg von Green Prairie wohnen die Conners. Vater Henry hat sich dem Luftschutz verschrieben, sein jüngster Sohn Ted unterstützt ihn darin. Charles, der älteste Sohn, dient bei der Luftwaffe und ist der Nachbarstochter, Lenore Bailey, zugezogen, die auch beim Luftschutz mitwirkt. Beau Bailey, Lenores Vater, hat Spielschulden, die er dadurch zu begleichen sucht, daß er aus dem Tresor der Bank, bei der er angestellt ist, Obligationen stiehlt. Minerva Sloan, die Bankbesitzerin, schöpft Verdacht, ist jedoch bereit, alles zu vertuschen, falls Lenore ihren Sohn Kit heiratet. Lenore stimmt schweren Herzens zu. Kurz vor Weihnachten besuchen Conners ihre Verwandten im benachbarten River City. Dort wird Henry Conner telefonisch davon in Kenntnis gesetzt, daß feindliche Bomberverbände über dem Gebiet der USA kreuzen. Für alle Luftschutzleute besteht Vorwarnung, Alarmstufe Gelb. Er muß sofort weg. Charles übernimmt es, seine Verwandten vorsichtig auf den bitteren Ernst des Geschehens hinzuweisen und sie rechtzeitig zu warnen.

Die Männer — sie waren zu dritt — hielten ihre Laternen in die Höhe. „Was zum Teufel treibst denn du hier?“ Nora hörte es sofort heraus, daß dieser Ausruf mehr verwundert als ärgerlich klang. Auch die beiden anderen Männer schienen nur erstaunt zu sein. Verwunderung und Erstaunen bei Erwachsenen aber waren ungefährlich und boten außerdem noch wunderbare Möglichkeiten.

„Ich habe mich verlaufen, ich bin nämlich weggerannt vor — vor Leuten. Und da habe ich die Leiter in einem Loch gesehen, und da bin ich hinuntergestiegen. Ich bin ziemlich doll hingefallen, glaube ich. Als ich wieder zu mir kam, war ich ganz plötzlich hier unten. Wo bin ich eigentlich?“

„Das hier bei Woschingt'n un Flußstraße“, sagte jetzt ein Mann, der ein Bärtchen auf der Oberlippe hatte und italienisch aussah. „Du arme kleine Wurm.“

„Ja, ich bin nämlich vor den Jungens davongerannt“, fuhr Nora eiligst fort, „große Jungens, schon richtige wie Männer. Sie haben gesagt, ich soll was — was Schreckliches tun.“ Eine Frau in Gefahr, dachte Nora, die Beistand und Hilfe suchte, tat gut daran, ein paar gewichtigere Gründe vorzubringen, als die alte Bailey es war.

„Das verdammt schlimme Sach“, sagte der Italiener wieder. Der Mann, der Nora zuerst angeredet hatte, mischte sich wieder ein. „Wie heißt du denn?“

„Nora Conner.“

„Und du bist ganz bestimmt nicht mit Absicht hier heruntergekommen?“

„Ich weiß ja nicht einmal, was das hier ist und wo ich eigentlich bin.“

„Also, ich bin Ken Smith“, sagte der Mann. „Und nun hör auf zu schwindeln, Nora. Komm, wir bringen dich 'raus.“

„Wohin denn?“

„Washington Avenue.“ Der Mann leuchtete Nora ins Gesicht, wurde aber nicht ganz klug aus dem Kind. „Ist dir doch recht?“

„Alles ist mir recht“, sagte Nora pathetisch, „wenn ich nur endlich hier herauskomme.“

„Was zum Teufel treibst denn du hier?“ fragte einer der drei Männer, und Nora hörte sofort heraus, daß dieser Ausruf mehr verwundert als ärgerlich klang. „Ich habe mich verlaufen“, antwortete sie. „Ich bin nämlich weggerannt vor — vor Leuten. Und da habe ich die Leiter in einem Loch gesehen, und da bin ich hinuntergestiegen. Ich bin ziemlich doll hingefallen. Können Sie mir sagen, wo ich hier eigentlich bin?“

Beinah hätte sie sich verplappert. Sie war drauf und dran, den Männern zu erzählen, daß sie Angst gehabt hatte, sie seien die Toten vom Friedhof. Aber pffig wie Nora nun einmal war, fiel ihr im letzten Augenblick noch ein, daß diese wahre und zweifellos sehr spannende Geschichte den Männern verraten mußte, daß sie ganz genau wußte, wo sie war. Also verzichtete sie lieber darauf.

Sie gingen im Gänsemarsch, Ken führte, dann kam Nora. „Was machen Sie denn hier unten?“ fragte sie.

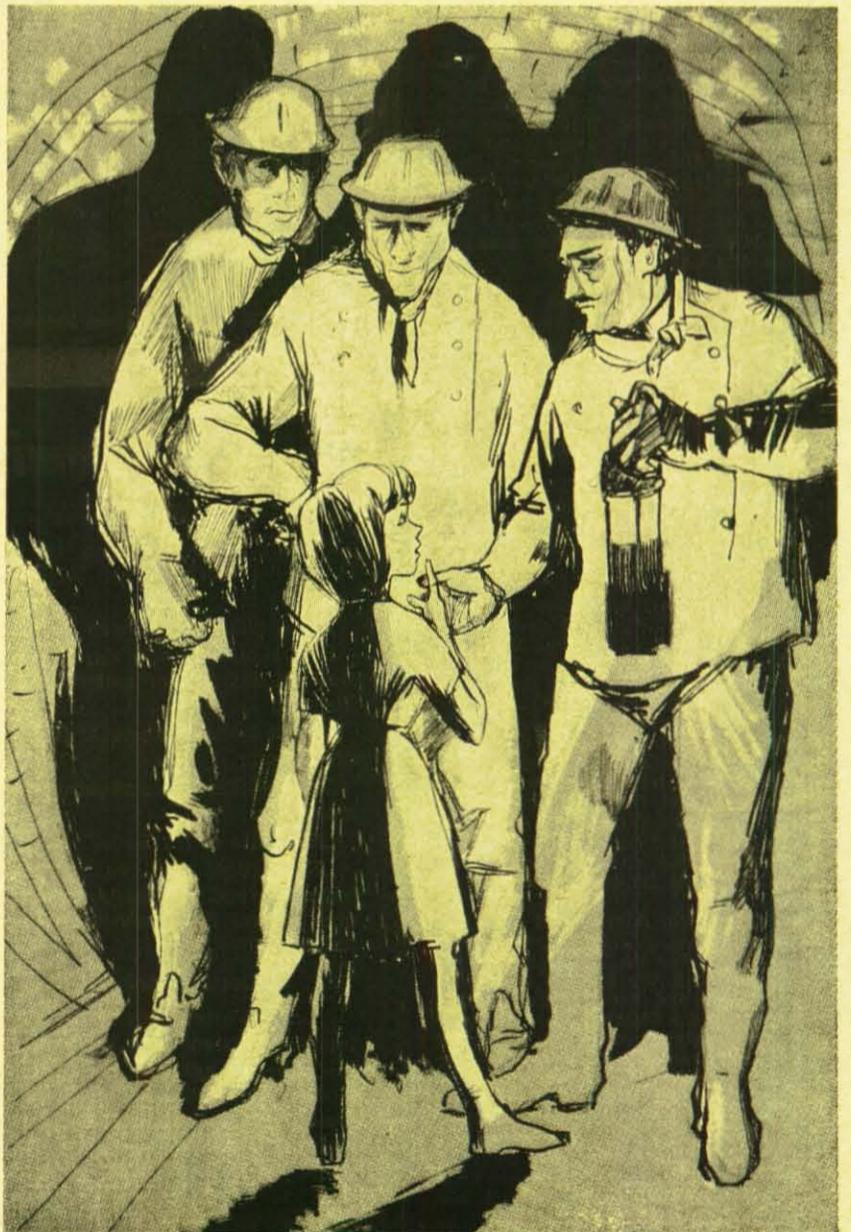
„Einen Riß dichten an einer Nahtstelle.“

„Sind Sie der Inspektor?“

Ken brumpte: „Nee, Vorarbeiter.“ Vor ihnen wurde es heller, bald kam eine Leiter in Sicht und darüber glänzte weiß ein rundes Loch. Ken hob sie auf die Leiter: „Nun krabbele 'raus, Kind“, sagte er. „Und komm nie wieder hier herunter. Hier gibt es Ratten, die sind so groß wie du selbst.“

Nora kletterte nach oben. Herr Smith war ja ganz nett, aber ein bißchen unnest war er auch wieder. So große Ratten gab es ja gar nicht. Je näher Nora dem Lichte kam, um so fester war sie davon überzeugt, daß Ken ihr etwas vorgeschwindelt hatte.

Schon war sie draußen. Einen Moment schmerzten die Augen vom ungewohnten Licht, dann marschierte sie über die Straße. Sie war mitten zwischen den Wolkenkratzern und großen Geschäften. Die breiten Gehsteige konnten die Menschenmenge nicht fassen. Die Leute tappten durch die Schneewälle auf der Gehsteigkante, liefen an der Bordschwelle auf dem



Ferdamm entlang, was bei den Fahrzeugen wütendes Hupen auslöste.

Nora wurde müde. Sie mußte sich durch viele Menschen drängen, wurde angerannt und angerempelt, geschubst und geschoben, aufgehalten und an die Seite gedrückt. Und nun würde es auch gleich anfangen, tüchtig zu schneien. Der Weg zum Simmons-Park schien auf einmal sehr, sehr weit, obwohl sie nur noch ein paar Häuserblocks, knapp eine Meile weit, zu laufen hatte. Wenn Nora sich etwas in den Kopf gesetzt hatte, so spielte unter normalen Umständen eine Meile Fußmarsch keine Rolle. Aber in diesem Gedränge, im Schnee und — mit leerem Magen, sah die Sache anders aus.

Plötzlich stand Nora vor den großen Fenstern des Restaurants „Zum weißen Elefanten“. Drinnen saßen die Menschen essend an den Tischen, und Nora lief das Wasser im Munde zusammen. Sie drückte sich die Nase an den kalten Glasscheiben platt und bedachte, ob ihre siebenundzwanzig Cents ihr wohl die Tür öffnen würden. Vielleicht sollte sie einfach hineingehen und etwas bestellen. Sie hatte das schon einmal probiert, aber damals hatte die Bedienung erst einmal ihr Geld sehen wollen, und sie hatte tief beschämt das Lokal verlassen müssen. Sogar der Vater war damals richtig böse auf sie gewesen. Ein zweites Mal wollte sie sich eine solche Demütigung lieber ersparen.

Direkt unter Noras Nase saßen vier sehr hübsche, junge Frauen zusammen beim Essen. Gebannt startete sie auf die sirupglänzenden Waffeln und den köstlichen Geflügelsalat. Eine der Frauen hatte die Kleine schon eine Weile beobachtet, jetzt sprach sie mit den anderen, sprang plötzlich auf und erschien ohne Hut und Mantel vor der Drehtür auf der Straße im Schnee und sprach Nora an: „Hast du Hunger, mein Herzchen?“

„Ja, gnädige Frau.“

„Hast du denn kein Geld, oder wohnen keine Verwandten von dir hier in der Nähe?“

„Ich habe Weihnachtseinkäufe gemacht“, erklärte Nora eifrig. „Und jetzt ist mein Geld alle. Ich dachte, mein Daddy wäre im Büro, aber er ist schon heimgegangen.“

„Wie heißt du denn, mein Kind?“

„Nora Conner, und ich wohne am Walnußweg, das ist dicht am Krystall-See.“

„Und ich heiße Alice Groves und bin mit drei Krankenschwestern hier zum Lunch. Möchtest du gern mit uns essen? Ich halte dich frei.“

Nora hielt es nicht für nötig, allzuviel Gedanken daran zu verschwenden, daß Alice eine Farbige war, ebenso wie die anderen drei. Wohl hatte sie das unbestimmte Gefühl, daß es bei gewissen Leuten vielleicht nicht sehr angenehm auffallen würde, wenn man sie durchs Fenster mit vier farbigen Damen an einem Tisch sitzen sähe; andererseits fand sie farbige Erwachsene tautendmal interessanter als die meisten Großen mit weißer Hautfarbe. Sie ging also mit.

Am Tisch machten sie sich miteinander bekannt. Nora erfuhr, daß die Damen allesamt im Mildred Tatum-Krankenhaus arbeiteten, das ihr vom Hörensagen bekannt war, und daß Miß Groves die Leiterin des Ganzen war. Sie hatten ihren freien Nachmittag und erholten sich zwischen ihren Weihnachtseinkäufen beim Essen. „Bestell dir nur, was du möchtest, mein Herzchen“, forderte Miß Groves Nora auf.

Während sie die Speisekarte studierte, überlegte Nora, daß Farbige bestimmt weniger verdienten als weiße Leute, also ließ sie von vornherein teure Gerichte beiseite. „Könnte ich vielleicht zwei Sardinenbrötchen und danach Waffeln haben?“ Das machte fünfundneunzig Cents, eine ganze Menge Geld.

Eine der Krankenschwestern, Rebekka hieß sie, platzte laut heraus.

Alice sagte: „Aber selbstverständlich, Kind.“ Sie gaben ihr auch noch den allerbesten Platz. Von ihrem Stuhl aus konnte Nora auf dem Dach des gegenüberliegenden Hauses einen Mann beobachten, der auf der Fahnenstange saß. Es gab soviel zu sehen! Als sie auf-

gegessen hatte, boten die Damen ihr noch Eis an, aber sie lehnte höflich dankend ab. Dann sagten sie, daß sie noch zu Marker ins „Spielzeugland“ wollten; Nora könne mitgehen, später würden sie sie in den richtigen Bus nach Hause setzen.

Unterwegs fiel Schwester Evangeline ein, daß sie für ihre Mutter noch eine Geschenckpackung Schreibpapier besorgen mußte. So gingen sie erst noch zu Vance. Es dauerte über eine Stunde, bis Evangeline sich durch die Menschen gedrängt, das passende Papier gefunden hatte, bedient worden war und gezahlt hatte. Schließlich waren sie aber doch unterwegs zum „Spielzeugland“.

Den Weihnachtsmann im Simmons-Park hatte Nora inzwischen völlig vergessen. Sie fand es in der Gesellschaft der Schwestern einfach wundervoll und hatte keine Eile, heimzugehen, denn der Himmel war jetzt hell geworden, und es hatte aufgehört zu schneien. Und wenn die Familie nach Hause kommen und sich um Nora Sorgen machen sollte — das geschah denen ganz recht, warum hatten sie sie auch allein gelassen!

VII

Ted Conner saß oben in seiner Bude im Haus am Walnußweg. Es fiel ein wenig Schnee; für den Nachmittag war aufklärendes Wetter angesagt, und Ted hoffte sehr darauf, weil der Empfang dann besser war.

Wenn er nur nicht so allein gewesen wäre! Die Nachrichten überstürzten sich, Meldungen kamen herein, daß einem die Haare zu Berge standen — und er mußte allein damit fertig werden. Auch einem Erwachsenen wäre dabei das Grausen angekommen, wenn er es überhaupt hätte anhören können. Genauer ließ sich den bruchstückweisen Hiobsbotschaften, die durch den Äther schwirrten, nicht entnehmen, aber alle zusammen ergaben sie ein höllisches Bild.

Aus Denver verlautete, daß jemand von einem noch weiter westlich liegenden Posten aus gemeldet habe, die Verbindung mit San Franzisko sei abgerissen; auch Los Angeles gäbe keine Antwort mehr.

Die brüchige Stimme eines alten Mannes aus Omaha, mit dem Ted oft Verbindung hatte — Butts hieß er, war Vorarbeiter und besaß einen besonders starken Sender —, drang über den Äther: „Green Prairie? Hallo, Ted, mein Junge! Irgendwas gesehen?“

„Noch nicht. Hier ist noch nichts los. Kommen.“

„Na, kommt schon noch. Zu uns auch, sicherlich. Dallas hat's schon.“

„Was? Den ‚dicken Eddie‘? Kommen.“

Die Stimme des Alten wackelte ein wenig, aber das hatte mehr mit seinem Alter zu tun als mit Aufregung. Er sagte trocken: „Jawoll. Auch den ‚dicken Eddie‘.“

Die Amateurfunker hatten sich angewöhnt, untereinander die A-Bombe als den „dicken Eddie“ zu bezeichnen. Butts fuhr fort: „Darüber ist kein Zweifel. Sonst hier alles noch normal, das heißt natürlich Stufe Gelb. Anscheinend noch nichts unterwegs zu uns — im Augenblick wenigstens.“ Der Alte schien fast enttäuscht darüber zu sein.

Ted funkte noch einmal zurück: „Ist das alles, was Sie von Dallas wissen?“

„Alles, mein Junge. Funkposten W 5 CED hat es durchgegeben. Er sitzt einige 20 Meilen außerhalb der Stadt. Der Luftdruck hat seine Antenne verbogen, sagt er. Nur ein einziges Feuermeer in Richtung Dallas. Beziehungsweise in der Richtung, wo Dallas war.“

Ted wünschte von Herzen, daß seine Familie daheim wäre. Es war schrecklich, dachte er, ganz allein hier im dämmerigen Bodenraum zu sitzen, die glimmenden Röhren anzustarren und zuhören zu müssen, wie die Welt unterging. Und niemand, dem man es erzählen konnte. Er überlegte, ob er nicht schnell Nora von den Baileys herüberholen sollte. Sie war in solchen Augenblicken ein großartiger Kamerad und würde bestimmt gern mit dem zweiten Hörer mitlauschen. Aber Nora war dazu nicht befugt. Dabei fielen ihm seine Pflichten wieder ein. Bei Alarmstufe Gelb hatten sich alle örtlichen

die kleine



ZB

die kleine

Gleichberechtigung

Die Scheidung von seiner immer keifenden Frau beantragte in Tallahassee, der Hauptstadt von Florida, der Richter Vassar B. Carlton. Ein Kollege wies den Antrag ab. Jetzt hat sich Carlton an das oberste Gericht des Staates gewandt und Berufung eingelegt. Begründung: „Ein Richter hat genau dasselbe Recht auf Scheidung wie jeder andere Bürger.“



Schönheitsköniginnen

Eine eidesstattliche Versicherung, daß sie nicht verheiratet sind, müssen in diesem Jahr die Bewerberinnen um den Titel der Miß Univerum abgeben. Außerdem haben sie ihre Geburtsurkunden vorzulegen, um zu beweisen, daß sie über 18 alt sind.



Kuhnerven

Nervenberuhigungspillen für Tiere sind der „letzte Schrei“ der pharmazeutischen Industrie Amerikas. Angeblich helfen sie nervösen Hunden und Katzen, legemüden Hühnern und auch Kühen, die sich mit den Melkmaschinen nicht befreundet können.



Schwimmer

Täglich ein Schwimmbad nimmt Präsident Eisenhower im Hallen-Schwimmbekken des Weißen Hauses, dessen Wasser eigens zu diesem Zweck leicht angewärmt ist. Die Ärzte haben dem Präsidenten geraten, lieber zu schwimmen als Golf zu spielen. Zwar halten sie das Golfspiel nicht für zu anstrengend, aber Eisenhower könnte sich zu sehr ärgern, wenn ihm hin und wieder ein Schlag mißlingt.



Ausverkauf

Ein Schild mit der Aufschrift: „Hier können Sie für 99 Cents soviel Geflügel essen, wie Sie herunterkriegen!“ hängte ein Schnellimbib-Besitzer in Milwaukee an die Tür seines Lokals. Anfangs war das Reklameangebot ein Geschäft. Dann aber kam der 43jährige John Lietz. Nachdem er vier Portionen verschlungen hatte, wollte ihm der Wirt nichts mehr geben. Aber John rief die Polizei. Er durfte weiteressen. Insgesamt schaffte er elf Portionen.



Begegnung

Zwei Autos stießen an einer Straßenkreuzung in Detroit zusammen. Die Fahrer — hier ein Mann und dort eine Frau — stiegen aus, um sich die üblichen Schmeicheleien zu sagen. Dann aber stellten sie fest, daß sie miteinander verheiratet waren. Beide fuhren von ihren Arbeitsstellen nach Hause.

Konsequent

Die Zensur aller nach Australien eingeführten Drucksachen gehört zu den Aufgaben der Zollverwaltung von Canberra. Jetzt hat sie auch ihre eigene Betriebszeitung beschlagnahmt, weil in einem Artikel darin verraten wurde, daß die Behörde sehr knapp bei Kasse ist.

Freiheit

In einem Dorf bei Bozzolo in der Po-Ebene sollte neben anderen landwirtschaftlichen Maschinen auch ein Traktor versteigert werden. Einer der Interessenten bat darum, eine Probefahrt machen zu dürfen. Man erlaubte es ihm. Er fuhr davon und kehrte nicht zurück. Die Polizei entdeckte den Traktorführer mit der Maschine bei der Arbeit auf einem nahen Acker.

Kinderehen

Im US-Staat Mississippi ist ein Gesetz verabschiedet worden, das das Mindestheiratsalter für Mädchen auf 15 und für Knaben auf 17 Jahre festsetzt. Damit wird endlich ein Mißstand beseitigt, der zu geradezu grotesken Situationen geführt hat: Eheschließungen von zehn- und elfjährigen Mädchen mit Männern, die ihre Väter und Großväter sein könnten. Erst unmittelbar vor Verabschiedung des Gesetzes hatten ein elf- und ein 14jähriges Mädchen Männer von 44 und 76 Jahren geheiratet. Meinte die Ehefrau des „Großvaters“: „Ich möchte lieber der verwöhnte Liebling eines alten Mannes sein als die Sklavin eines jungen.“

Flaschenöffner-Post

Die Geistesgegenwart einer Stenotypistin führte zur Verhaftung zweier Räuber, bevor sie noch mit ihrer Beute entkommen konnten. Die Gangster waren mit vorgehaltener Waffe in ein New Yorker Büro eingedrungen. Während sie allen Anwesenden die Brieftaschen abnahmen, kitzelte die Stenotypistin Patricia Heßler die Worte: „Hilfe, wir werden überfallen!“ auf einen Zettel, befestigte ihn mit einem Gummiband an einem Flaschenöffner und warf beides aus dem Fenster. Ein Passant las die Botschaft und alarmierte die Polizei. Beim Verlassen des Gebäudes wurden die Räuber festgenommen.

Reinfall

Zum Studium anmelden wollte sich ein junger Brite in der Universität Nottingham. Er schritt durch ein Gittertor, sprang einige Stufen hinunter, sah vor sich einen großen weißbeschnittenen Platz, wollte ihn eilends überqueren und — war plötzlich verschwunden. Der Platz war nämlich nur der leicht zugefrorene See. Tiefend kletterte der junge Mann an Land und meldete sich trotzdem an.

Eremit

In den Dolomiten entdeckte man den Eremiten Domenico March, der sich nach dem ersten Weltkrieg in eine Grotte zurückgezogen hatte und seit 40 Jahren von Ziegenmilch, wilden Kräutern und etwas Mais lebt. Während und nach dem zweiten Weltkrieg hat der Einsiedler keine Lebensmittelkarten in Anspruch genommen. Seine Invalidenpension von monatlich 800 Lire — nach heutigem Wert 5,60 DM — war für ihn ausreichend. „Ich wünschte mir nur die Freiheit, die ich hier oben gefunden habe“, sagte Domenico March.

Wartezeit

Wer sich beim amtlichen Gemeinde-Zahnarzt in Hälsingborg zur Untersuchung und Behandlung anmeldet — in Schweden ist die Zahnüberwachung kostenfrei — und vergißt, sich im Verhinderungsfall abzumelden, muß in Zukunft pro Stunde 2 DM Buße als „Ersatz für verplemperte Arbeitszeit“ an die Klinik bezahlen.

Schadenersatz

Eheliche Untreue wurde einer Frau in Göteborg (Schweden) zu einem teuren „Vergnügen“. Neben der Scheidungsklage hatte ihr 20 Jahre älterer Ehemann 8000 DM „Schadenersatz“ für ihre außerehelichen Eskapaden gefordert. Die Hälfte wurde ihm vom Gericht bewilligt.

Luftschutz-Funkhelfer auf der Frequenz der Kommandostelle bereitzuhalten, um Befehle entgegenzunehmen und Nachrichten weiterzugeben. Er seufzte schwer und stimmte das Gerät ab.

Der Äther über Green Prairie und River City lag unter einem Kreuzfeuer von Nachrichten. Jetzt kam die Kommandostelle; die Stimme gehörte Al Tully: „Funkstelle W zweimal O CDJ. Ted Conner, bitte melden.“

Teds Hände flogen, aber er meldete sich mit ruhiger Stimme: „Hier Ted Conner. W zweimal O TCK.“

„Wo warst du bloß um Himmels willen die ganze Zeit?“

„Unterwegs. Ich bin allein hierher gefahren. Mit Vaters Wagen.“

Albert Tully war eine Sekunde lang sprachlos. Daß jemand in diesem Augenblick eine so lächerliche Kleinigkeit überhaupt erwähnte, noch dazu mit solchem Stolz! Er fragte: „Aus eurem Abschnitt keine Nachricht. Was ist los?“

„Weiß nicht.“ In diesem Augenblick ging der Telefonapparat, den Ted vor einiger Zeit verbotenerweise in seinem Zimmer installiert hatte. „Da kommt etwas. Warte bitte.“

Ted ergriff den Hörer und dankte seinem guten Stern, daß er sich diese heimliche Leitung hielt, denn sonst hätte er jetzt unzählige Male die Treppe hinunter- und wieder heraufspringen müssen. Zu seiner Überraschung war es der Vater:

„Bist du das, Junge?“

„Ja, Dad. Hör bloß mal! Dallas hat's erwischt, Frisko und Los Angeles antworten nicht mehr!“

„Mein Gott!“ Henry war so entsetzt, daß es ihm die Sprache verschlug. Da saß der Junge an seinem Funkapparat und wußte, was überall passierte. Und er selbst in seiner Dienststelle in der Oberschule erfuhr nur das wenige, was die Bundesleitung durchgab, und bei weitem nicht so grausige Dinge, wie Ted sie ihm gerade so trocken auf-tischte. Nach kurzer Pause fragte er: „Mutter schon zu Hause?“

„Nein, noch keiner hier.“

Ted merkte, daß sein Vater mehrmals trocken schlucken mußte, bevor er weitersprechen konnte.

Aber jetzt klang seine Stimme wieder fest, beinahe barsch: „Gut. Es ist genau, wie wir es vorausgesehen hatten. Alle Telefonleitungen überlastet. Bekomme keine Verbindung mit Kommandostelle. Hätten eine direkte Leitung anschaffen sollen, wie ich immer gesagt habe. Eigentlich müßte das Amt unter allen Umständen für Verbindung sorgen — kann man nichts machen. Versuch du es doch mal. Hier ist sowieso heilloser Durcheinander.“

„Ich hab' ja gerade Verbindung mit der Kommandostelle. Sie warten auf eure Meldung.“

„Großartig, Junge. Sag ihnen bitte, daß hier soweit alles ganz gut läuft. Ich schätze, daß fünfundvierzig Prozent angetreten sind. Am schlimmsten ist es mit den Ärzten. Die meisten haben nämlich weisungsgemäß die Stadt verlassen, haben sich aber nicht gemeldet. Wir sind dabei, alle transportfähigen Patienten vom Jenkins-Krankenhaus in Privatquartiere zu verlegen. Die Wohnungsinhaber spucken vor Wut, dabei hatten sie es doch selbst angeboten.“

Jetzt mußte Ted noch schnell die Frage anbringen, die ihm die ganze Zeit schon auf der Zunge lag: „Und warum geben sie keinen Alarm?“

„Du weißt doch“, sagte der Vater, „Alarmstufe Rot wird nur bei direktem Angriff gegeben, das heißt, wenn feindliche Maschinen uns anfliegen.“

„Ich weiß schon“, sagte Ted. „Nur hab' ich den Verdacht, daß im Augenblick alles angefliegen wird!“

Während er noch sprach, hörte er die Haustür gehen und rechte sich im Sessel hoch, um durchs Fenster sehen zu können. „Du, ich glaube, da kommt Mom“, sagte er. „Ich sehe Charles mit Onkel Jims Wagen.“

„Gott sei Dank“, sagte Henry. „Gib die Meldung weiter, mein Junge. Ich schick' dir einen Melder, falls ich nicht mehr durchkomme.“

Auf dem Wege nach Hink Field konnte Charles den Eindruck, den er schon vorher auf dem Heimweg von

der Lage der Stadt gewonnen hatte, durch weitere Beobachtungen ergänzen.

In den Straßen der Stadt und auf der großen Ausfallstraße begegnete ihm oder überholten ihn an die vierzig Privatwagen, vollgestopft mit Familien, die aus der Stadt hinausrasten, als sei der Teufel hinter ihnen her. Das waren also die Leute, die auf die vertrauliche Nachricht „Alarmstufe Gelb“ dadurch reagierten, daß sie ihre Siebensachen zusammenrafften und sich aus dem Staube machten. Oder es waren Leute, die durch eine Indiskretion Wind von der Vorwarnung bekommen hatten. Vielleicht hatten sie auch mit eigenen Kurzwellenempfängern den Polizeifunk abgehört. Wie dem auch sei, jedenfalls flohen sie schleunigst aus der Stadt.

Bei der Heimfahrt von Fäntal hatte auch Charles, wie Vater und Bruder vor ihm, einen großen Bogen um die belebtesten Viertel geschlagen und den Weidentalweg benutzt. Hier ging es meist durch Wohnviertel, es gab weniger Verkehrsampeln als näher zur Stadtmitte. Aber selbst von hier aus hatte Charles erkennen können, daß der größte Teil der Stadtbewohner noch ahnungslos war, denn sonst wären sie wohl heimwärts geflüchtet, und es hätte auch auf dem Weidentalweg kein Durchkommen mehr gegeben.

So hatte er den Heimweg schnell hinter sich gebracht, sich schleunigst in die Uniform geworfen und nach Hink Field in Marsch gesetzt.

Jetzt verriet ihm schon von weitem der Lärm, der hinter der hohen Umzäunung des Fliegerhorstes immer mehr und mehr anschwellte, daß hier alles auf den Beinen war. Als er heranbraute, den Fuß auf dem Gaspedal, sah er sechs Düsenjäger mit gedrosselten Motoren einschweben. Sie flogen eine Platzrunde und stießen dann mit Vollgas nach oben. Sein Passierschein öffnete ihm den Weg durch das Tor, er parkte den Wagen und ging zum Flugkommando, denn bei seinen früheren Besuchen schon hatte man ihn dieser Stelle mit einem Sonderauftrag zugeteilt.

Niemand hielt ihn an, niemand fragte nach seinem Ausweis, und das war sehr ungewöhnlich. Die Luftwaffenhelferinnen, die als Stenotypistinnen hier arbeiteten, die Unteroffiziere und Feldwebel saßen herum und taten dem Anschein nach nichts anderes, als regungslos abzuwarten. Kaum daß einmal eine Schreibmaschine klapperte. Gerade startete wieder ein Düsenjäger. Das ganze Gebäude schütterte und zitterte. Hoch auf dem Dach kreiste die Radarantenne, schwebte der Windsack in der leichten Brise und wirbelte die Schalen des Windmessers. Hinter den dunkel verglasten Fenstern waren die Männer der Flugwache an der Arbeit.

An der Tür zum Gefechtsstand vertraten ihm zwei Soldaten mit Gewehr und aufgepflanztem Bajonett den Weg — auch das war sehr ungewöhnlich. Er wäre auch nicht hineingekommen, wenn nicht in diesem Augenblick Oberstleutnant Wilson, der Adjutant des Generals, in den Flur getreten wäre, um ein Glas Eiswasser zu trinken.

„Ach“, sagte Wilson, „Sie sind es, Connel.“

„Conner, Herr Oberstleutnant“, erwiderte Charles lächelnd.

„Sie sind doch der Abwehrmann, den Eames uns zugeteilt hat?“ Der Becher in der Hand des Oberstleutnants zitterte leicht.

„Jawohl, Herr Oberstleutnant.“ „Ausgezeichnete Einfall von Ihrem Obersten. Kommen Sie herein und schauen Sie sich das Schlachtfeld an!“

An der linken Wand des Saales, der als Gefechtsstand diente, hing eine riesige Karte der Vereinigten Staaten mit Kanada und Mexiko; gegenüber ein großer Plan von Hink Field, der die beiden benachbarten Bundesstaaten und Teile der angrenzenden Gebiete umfaßte. Etwa vierzig Offiziere standen vor der großen Karte. Zwei steckten farbige Fähnchen nach den Anweisungen, die ein dritter erteilte, der durch einen Kopfhörer laufend unterrichtet wurde. Bis auf diese eine Stimme hörte man keinen Laut. Einige rauchten, einmal schnaubte jemand sich die Nase, aber niemand sprach ein Wort. Die Fähnchen krochen auf Chicago zu, auf Indianapolis, Detroit und Toledo. Auf

vier Großstädten an der Küste steckten rote Fähnchen: San Franzisko, Los Angeles, New York und Philadelphia.

Nach einer Weile brach General Boyce das Schweigen. Charles konnte ihn nicht sehen, denn der General stand direkt an der Karte, und er war kleiner als die anderen Offiziere. „Der Angriff von Süden scheint von einem kleineren Verband geführt zu werden. Sie sehen, wie er sich hier dreimal teilt. Keiner der Verbände hat Kurs auf uns. Die beiden Verbände, die von Norden herunterkommen, teilen sich nach Ost und West. Es scheint, meine Herren, daß wir nicht dran sind.“ Diesen Worten folgte ein leiser allgemeiner Meinungs-austausch zwischen den Offizieren. Charles benutzte die Gelegenheit, den Oberstleutnant, der noch immer neben ihm stand, zu fragen: „Was bedeuten die roten Fähnchen?“

„H-Bomben.“

Charles wurde ganz elend zumute. Er schwieg. Ein Zivilist drängte aus der Gruppe hervor. Er war totenblaß, seine Lippen hatten alle Farbe verloren und seine Züge waren verzerrt, aber Charles erkannte ihn dennoch. Es war Clyde, der Bürgermeister von River City. „Ich kann nur noch einmal sagen, Herr General“ — er schrie es fast heraus — „daß, wenn wir nicht direkt bedroht sind, unbedingt und auf jeden Fall Alarmstufe Gelb beibehalten werden muß! Lassen Sie die Sirenen gehen, und Sie unterzeichnen das Todesurteil von mindestens tausend Menschen. Großer Gott, die ganze Stadt und der halbe Landkreis sind heute auf den Beinen, kein Mensch kommt da lebend heraus, wenn es eine Panik gibt!“

Der General kam hinter dem Bürgermeister her aus der Gruppe, die Offiziere traten zur Seite, um ihn durchzulassen. „Ich weiß, ich weiß. Für uns ist die Frage nur: ist es ernst oder nicht? Von der Zweiten Armee haben wir keine Befehle.“ — Zinsner! rief er laut.

Der Angerufene nahm die Kopfhörer herunter. „Herr General?“

„Nachricht von Colorado Springs?“ Zinsnersprach unhörbar in ein Mikrofon, das er in der Hand hielt, wartete — und der ganze Raum wartete mit ihm — und schüttelte den Kopf: „Nichts, Herr General.“

„Aber Sie haben noch Verbindung?“ „Jawohl, Herr General, das heißt — noch!“

Boyce lief erregt auf dem dicken Teppich vor dem Schreibtisch auf und ab. Ein Weilchen lief der Bürgermeister hinter ihm her, gab es dann aber auf, lehnte sich gegen den Schreibtisch und fuhr sich mit einem großen Leinentuch über das Gesicht. Er zog eine Zigarre heraus, zündete sie an. Plötzlich wandte sich der General den Offizieren zu. „Was denken Sie, Berdich?“

Der Angeredete trug den Adler auf den Schulterstücken; er hatte ein schmales Gesicht, eine sehr weiße Haut, helle graue Augen und einen Adamsapfel, der sich beim Sprechen über seinem Uniformkragen auf- und abbewegte. Er sagte: „Können wir denn wirklich schon vom äußersten Ernstfall sprechen? Unser Radargerät reicht über zweihundert Meilen weit. Bis jetzt hatten wir für jedes Zeichen eine befriedigende Erklärung —“

Dem General riß der Geduldsfaden: „Herrgott, Berdich, keinen Lagebericht! Ja oder nein?“

„Nein!“ sagte Oberst Berdich.

Der Bürgermeister warf ihm einen dankbaren Blick zu, war aber nicht ganz beruhigt.

„Tetley?“ fragte der General.

Der Major, ein großer dunkler Mann, der eher einem Professor als einem Soldaten ähnlich sah, trat einen Schritt aus der Gruppe heraus und sagte: „Nach meiner Meinung: Jawohl!“

„Warum?“

„Aus den spärlichen Nachrichten, die wir erhalten, scheint mir doch hervorzugehen, daß der Gegner einen Teil der Angriffe mit ferngelenkten Raketen durchführt, die aus der Luft abgeschossen werden. Die Abschußentfernungen könnten jenseits unserer Radarreichweite liegen. Die Raketen haben Überschallgeschwindigkeit. Die zweihundert Meilen Radarzone würden uns in diesem Fall keine zehn Minuten für Alarmstufe Rot lassen.“

„Zehn Minuten sind zehn Minuten“, murmelte der Bürgermeister. Wie der Blitz fuhr Boyce herum: „Haben Sie schon einmal versucht, in zehn Minuten ein dreißigstöckiges Gebäude zu räumen?“ Er setzte seine Teppichwanderung fort. „Das Schlimme ist nur, daß gerade für diese ganz besondere Lage kein Operationsplan besteht.“

Ein anderer Offizier sagte jetzt in beruhigendem Ton: „Wir haben doch einen Ring von Flugwachen um das ganze Gebiet. Das gibt uns eine Warnzone von etwa fünfhundert Meilen.“ „Wir werden abwarten“, sagte der General abschließend. Wie auf Befehl drängten alle wieder vor die Karte, um zu sehen, welche neuen Entwicklungen die Fähnchen anzeigten, die die beiden Offiziere noch immer nach Zinsners Anweisungen weiterbewegten.

Im Gefechtsstand des Generals nahm niemand wahr, wie die Sekunden zu Minuten, die Minuten zu Stunden wurden. Draußen auf dem Flugfeld landeten Maschinen, tankten auf und starteten aufs neue. Noch immer drehten sich die Schalen des Windmessers im Kreise, schwebte der Windsack in der steifen Brise und kreiste ohne Unterlaß die Radarantenne. Es hatte aufgehört zu schneien, die Wolken wurden lichter, aber verschwanden nicht. Und dann — gerade in dem Augenblick, als ein letzter goldener Schein den Winterhimmel verklärte, im letzten Aufleuchten des Tages, bevor die Dämmerung hereinbricht — begannen einige Fähnchen auf der großen Karte von ihrem Kurs weit unten im Süden abzudrehen. Und ihre neue Richtung ließ den Raum plötzlich so still werden, daß man nur noch das schwere Atmen der Menschen hören konnte, sonst keinen Laut.

VIII

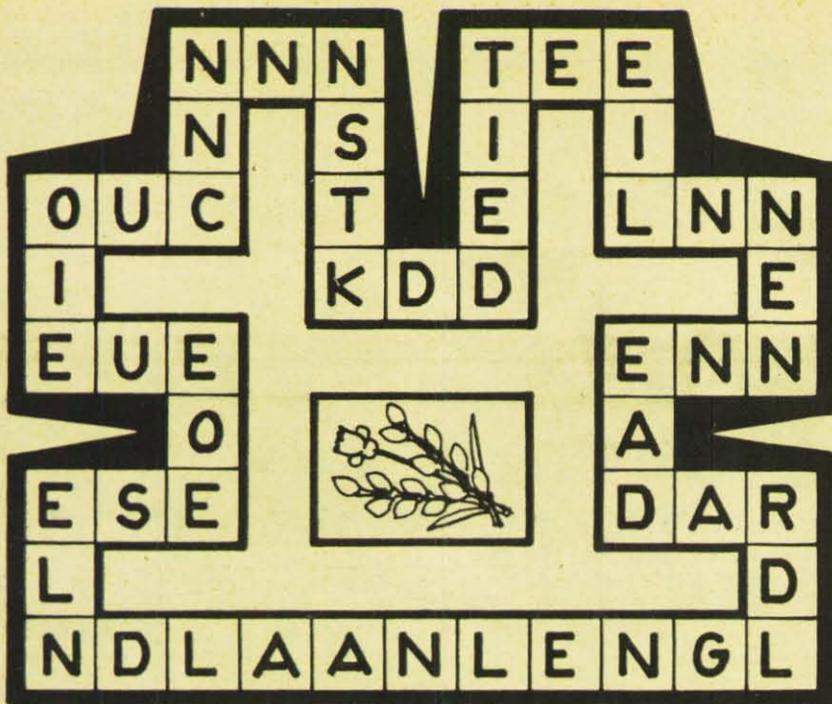
In Aubreys Schönheitssalon in der elften Etage des Manhattan-Warenhauses saß Lenore unter der Trockenhaube. Um sie saßen zahlreiche elegante Damen, die sich für die Feiertage zurechtmachen ließen, denn Aubrey war der Friseur der Haute Volée von River City. Lenore hielt die Januarnummer von „Harpers Bazaar“ im Schoß, und wenn sie Lust dazu verspürte hätte, so hätte sie Betrachtungen darüber anstellen können, warum man heute ausgerechnet ihr die neueste Nummer dieser begehrten Zeitschrift in die Hand gedrückt hatte. Bisher hatte es für sie bei Aubrey immer nur zu einer alten Nummer vom „Bazaar“ oder „Vogue“ gelangt. Aber Klatsch und gesellschaftliches Ansehen sind zwei starke Mächte, zumal wenn sie vereint auftreten, wie in Aubreys Salon.

Es war ihre Verbindung mit Kit Sloan, die Lenore plötzlich überall den Vortritt verschaffte, sogar was die Lektüre betraf. Höchstens Minerva selbst und ein halbes Dutzend ebenso alter würdiger Damen aus den höchsten Gesellschaftskreisen, dazu noch eine Filmdiva, die einen der reichsten Industriellen in River City geheiratet hatte, und eine Handvoll Damen mit führenden Posten im Geschäftsleben hätten Anspruch auf die neueste Nummer von „Harpers Bazaar“ erheben können.

Lenore machte sich nichts aus der Zeitschrift, mit der man sie so sichtbar ausgezeichnet hatte, und ebensowenig reizte es sie, die viel zu fetten — oder, in ganz seltenen Fällen, viel zu mageren — Damen der oberen Zehntausend von River City zu beobachten, wie sie da herumsaßen in Aubreys pastellfarbigen Frisierkimonos über der todschicken Pariser Unterwäsche, mit strähnigstem Haar und den mit Hautcreme vollgeschmierten Gesichtern; über sie beugten sich dienstfertig die Friseurinnen wie Operationsschwärtern über Patienten. Ihr Mundwerk stand keinen Moment still und zwischen den juwelengeschmückten Fingern steckte lässig die qualmende Zigarette. Über den ganzen Raum ergoß sich von Aubrey persönlich ausgewählte Musik. Die Luft war dick und süßlich schwül. Es roch wie in einem Harem, um keinen stärkeren Ausdruck zu gebrauchen.

(Fortsetzung folgt)

SPRINGRÄTSEL



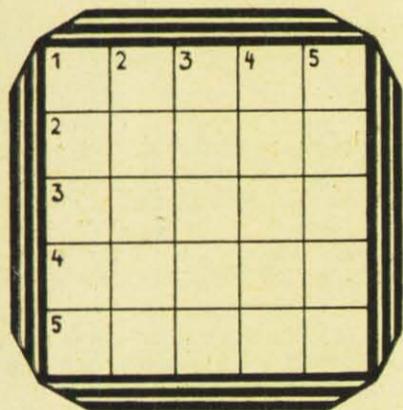
Durch Überspringen einer stets gleichen Anzahl von Feldern ergibt sich der Anfang eines Gedichts von Adolf Böttger.

SILBENRÄTSEL

Aus den Silben be — chi — dee — dom — e — e — e — en — er — fak — foh — go — he — im — len — lo — lo — min — mul — ni — o — on — or — pe — po — ra — ran — rau — res — rum — se — sel — ses — si — ta — te — te — ten — ti — tiv — tur — u — u — ze sind 17 Wörter folgender Bedeutung zu bilden:

- | | |
|---|---|
| 1. Sitzgelegenheit | 10. dünnes Gazegewebe |
| 2. kostbare Blütenpflanze | 11. Befehlsform (lat. Ausdruck) |
| 3. geometrische Figur | 12. unglückliche Mutter der griechischen Sage |
| 4. germanisches Volk | 13. Schwimmvogel |
| 5. türkische Stadt in Kleinasien | 14. Gerbereibedarf |
| 6. junges Pferd | 15. Ostseeinsel |
| 7. Metall | 16. Warenrechnung |
| 8. Flüssigkeit mit schwebenden Flüssigkeitsteilchen | 17. italienischer Maler (1696—1770) |
| 9. Erfinder der Schiffsschraube | |

Bei richtiger Lösung ergeben die ersten und dritten Buchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Luftschutzmerksatz. (ch = 1 Buchstabe)



Magisches Quadrat

Die Buchstaben a — a — a — b — d — d — e — e — e — e — e — e — i — i — k — k — l — l — n — n — r — r — s — s — u ergeben, richtig eingesetzt, waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter folgender Bedeutung: 1. Laubbaum, 2. Vorbild, 3. Fischfanggerät, 4. russische Universitätsstadt an der Wolga, 5. Kurort im Harz.

Rätsellösungen aus Nr. 6

Kreuzwörterrätsel: Waagrecht: 1. Lorelei, 6. Tausch, 10. Oberon, 12. anti, 13. Not, 14. arg, 16. Aue, 18. Solvenz, 21. Eid, 23. sie, 24. Eis, 26. Enak, 27. Einebe, 28. Rochen, 29. Muskete. — **Senkrecht:** 1. Lorbeer, 2. Ob, 3. Ren, 4. Eros, 5. Lotos, 7. Una, 8. stur, 9. Chiemsee, 11. Are, 14. ave, 15. Gneis, 17. Kino, 19. Lid, 20. Zink, 22. Dach, 25. See.

Silbenrätsel: 1. Automat, 2. Osman, 3. Sacharin, 4. Haudegen, 5. Tizian, 6. Diadem, 7. Spelunke, 8. Resultat, 9. Tremulant, 10. Giebel, 11. Biographie, 12. Thusnelda, 13. Nasser, 14. Europa, 15. Esra, 16. Ziegenpeter, 17. Intendant. — **Atomschutz** — das erste Gebot unserer Zeit.

Diagonal-Kreuzwörterrätsel: Von links oben nach rechts unten: 1. Rubin, 2. Malot, 3. Keton, 4. Segel, 5. Baron, 6. Marie, 7. Wilna, 8. Tonne, 9. Kai, 11. Rum. — Von rechts oben nach links unten: 2. Mur, 3. Kabul, 4. Selim, 5. Beton, 6. Magot, 7. Waren, 8. Tirol, 9. Kolin, 10. Wanne, 12. Ina.

Sehr gebräuchlich: R (ost) ock.

Freude im Frühling

Wie stimmt mich der Anblick froh der grünen I mit weißer o. Ja, dieses Leuchten wundersam, mich stets aufs neu gefangennahm.

ZB Illustrierte. Zeit-Berichte + Zeit-Bilder für Menschen im Atomzeitalter. Ersch. 14tägl. im Verlag Münchner Buchgewerbehaus GmbH, München 13, Schellingstr. 39-41, Ruf 2 13 61. Chefredakteur: Fried. Walter Dinger. Verantwortlich für Zeit-Berichte: Helmut Dohle und Heinrich Deurer. Zeit-Bilder: Dr. Volker Werb. Feuilleton: Dr. Gertrud Reschat. Ziviler Bevölkerungsschutz: Artur Baumann. Redaktion Köln, Merlostraße 10/14, Ruf 7 01 31. Manuskripte und Bilder nur an Redaktion, bei Einsendungen Rückporto beifügen. Für unverlangte Beiträge keine Gewähr. Anzeigenverwaltung: Verlag und Anzeigenverwaltung Karl Vater, München 8, Prinzregentenstraße 144, Telefon 44 59 66. Verantwortlich: Georg Vater. Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 3 gültig. Druck: Münchner Buchgewerbehaus GmbH, München 13, Schellingstraße 39. Alleinauslieferung für das Saargebiet: Josef Leismann, Saarbrücken III, Johannisstraße 4. Preis sfrs. 60.— einschließlich Zustellgebühr. Alleinauslieferung für Belgien: Agence et Messageries de la Presse, Bruxelles, Rue du Persil 14A22, Preis sfrs. 7.—. In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Dr. Gerhard Bartsch, Salzburg, Bergstraße 8, Telefon 6 83 26, Preis S. 3.50 in Österreich. Bezugsbedingungen: Die ZB-Illustrierte erscheint 14täglich. Einzelpreis 50 Pf. Abonnements nehmen der Verlag und alle Postämter entgegen. Monatlicher Bezugspreis DM 1.08 (zuzüglich Zustellgebühr DM 0.06).

Staatshilfe nach dem Familienheimgesetz und ein Heimbausparvertrag ermöglichen auch Ihnen, ein

Familiengerechtes EIGENHEIM bereits ab 3600.- DM Eigenkapital

in tragbaren monatlichen Raten, zu erwerben.

Bei Einsendung dieses Gutschein FH 90 oder Angabe dieser Nummer erhalten Sie unsere drei Bau-Broschüren (leichtverständliche Unterrichtung über das Familienheimgesetz, staatliche Förderungsmaßnahmen und die Geldbeschaffung) und außerdem eine kostenlose, für Sie unverbindliche Fachberatung.

Kundendienst

der

Bausparkasse

Heimbau AG. Köln,

Riehler Straße,

Heimbauhaus

Zehn Minuten warten

Sie fallen vom Himmel, diese leeren zehn Minuten. Sie platzen unerwartet und rücksichtslos mitten in den Tag hinein, in einen säuberlich aufgestellten Stundenplan, in das Unaufschiebbare und Wichtige, mitten hinein. Da sind sie nun, und es heißt: „Zehn Minuten noch, bitte.“

Es kann der Schuster sein, der eine letzte Naht an den soeben reparierten Schuhen zu nähen hat. Zwischendurch macht er wahrscheinlich noch irgend etwas anderes, aber das weiß man nicht, es würde einen auch nur beunruhigen. — Es kann der Vater oder Bruder sein, der kurz vor Mittag aus dem Büro anruft: „Ich komme zehn Minuten später, ausnahmsweise.“ Er weiß, daß es auch zwanzig Minuten werden können. Aber das verrät er nicht, und das ist auch besser, denn so kommt gar nicht erst Ärger auf. — Es kann auch der Lautsprecher auf dem Bahnhof sein, der lakonisch tutet: „Zehn Minuten Verspätung.“ Es dröhnt durch die zugige Halle. Dieser Lautsprecher, man möchte ihn am liebsten zertrümmern, ahnt der denn, was zehn Minuten in Bahnsteigwind und Ruß und zitterndem Aufundabgehen bedeuten? Bestimmt weiß er es, jedenfalls der Mann, der hinter dem Mikrofon sitzt. Aber er hat die zehn Minuten nicht gemacht. Niemand hat sie gewollt. Sie fallen vom Himmel. Und sie heißen: Warten.

Wenn man genauer hinsieht, so wartet eigentlich jeder Mensch — von wenigen, in der Schule der Lebensweisheit sehr weit Fortgeschrittenen abgesehen — andauernd auf irgend etwas: auf die Straßenbahn, auf besseres Wetter, auf den Briefträger, auf das Glück. Und ob nun mit oder ohne Erfolg, ob kurze oder lange Zeit — während man wartet, lebt man. Leben und Warten gehören untrennbar zusammen. Weshalb also dies Aufheben um die zehn Minuten?

Oho, zehn Minuten sind viel, höre ich sagen. Zehn Minuten zu verlieren, wer kann sich das heute leisten? — Halt, bitte, halt! Niemand hat gesagt, daß die zehn Minuten verlorengehen sollen. Die Formulierung hieß nur, sie bedeuten warten, und sie fallen vom Himmel. Letzteres war mit Bedacht ge-

sagt. Und ich behaupte denn hier ein für allemal: Zehn Minuten Warten sind nicht verloren, sondern werden einem geschenkt.

Man bedenke doch, was man in dieser kleinen leeren Zeitspanne alles tun kann. Schnell einen Gang erledigen, eine Illustrierte durchfliegen, einige Reihen am Pullover stricken, der immer griffbereit in der Handtasche ruht... Hm, gewiß, das kann man auch. Nichts gegen Illustrierte und nichts gegen Pullover. Aber man kann beispielsweise auch die Hände in den Schoß legen und in die Luft gucken. Man kann womöglich sogar — nachdenken. (Es ist ein weitverbreiteter Irrtum, nachdenken könne man nur in schlaflosen Nächten oder am Steuerrad auf der Autobahn.) Man kann in zehn Minuten ein wunderschönes Luftschloß erbauen — vielleicht wird es demnächst Wirklichkeit, wer weiß? Man kann eine Überraschung aushecken für jemand, der nächste Woche Geburtstag hat — hätte man sie „planmäßig“ erfinden müssen, vielleicht wäre man nie darauf gekommen! Man kann einfach die Augen zu und das Herz aufmachen und sich etwas einfallen lassen: einen netten Gedanken, eine freundliche Erinnerung, ein Trostsprüchlein oder auch den Küchensettel für morgen. Ganz gleich.

Will man aber in den vermaledeiten zehn Minuten des Wartens wirklich gar nichts und überhaupt nichts tun, nun, um so besser, dann macht man eben Pause und ruht sich aus. Denkt nichts, forscht nichts, plant nichts. Und staunt bloß, wie bald die Zeit herum ist und wie wohl man sich hernach fühlt. Kein Wunder! Hat man doch — ich möchte sagen — die größte aller Taten getan: gewaltlos dem heutigen Alltag ganze wunderbare zehn Minuten abgelistet. Es gibt ein Wort, irgendein weiser Mensch hat es also geprägt: „Die Kunst des Wartens besteht darin, inzwischen etwas anderes zu tun.“ Ja, aber es kommt eben darauf an, was!

Anja Hegemann

Wovon eine Frau sonst nicht spricht!



Für jede Frau unentbehrlich! Int. Fragen finden Beantwortung! Gesundes Liebesleben in der Ehe. Geburtenregelung, Ehekalender, Ehekrise und ihre Überwindung, Erlangung einer formvollendeten Büste, Int. Kosmetik, Auswirkung auf Partner, Schwangerschaft u. Wechseljahre, Frauenüberschuß. Dieses einzigartige illustrierte Buch per Nachnahme oder Voreinsendung DM 6.85.

Einhorn-Versand, (14a) Fellbach/Württ. Postfach 234/155/7.

Wer seine Kräfte

wieder erwecken will und die verschiedensten Schwächen beseitigen möchte, dem weiß ich ein ausgezeichnetes Mittel, das Schwung gibt und jugendliche Kraft. Ich gebe Ihnen gern kostenlos genaue Auskunft. Apotheker Dieffenbach, Abt. H 309/2 Stuttgart-Hofen, Postfach 12

Gepfefferte Gerichte für Ihren Stammtisch! Eine der besten Sammlungen von guten Witzen:

DER HERRENWITZ

Wirklich nur für den Herrn! - DM 4,30 v. Buchversand A. Jauthner, München 27



SIE werden der Mittelpunkt jeder Gesellschaft, wenn Sie zaubern können! **DIE SCHULE DER ZAUBERTRICKS** für nur DM 3.80 bringt Ihnen den ERFOLG! Zu beziehen gegen Nachnahme durch den **Buchversand A. Jauthner, München 27, Postfach 39**

Sonderangebot



4,- DM Anzahlung bei: Torpedo 20 (mit Koffer) Olympia SF (ohne Koffer) **Südd. größtes Schreibmaschinenhaus**

Fabrikneue deutsche Optima-Koffer-Schreibmaschine herabgesetzt auf 258,- Absolut risikolos, da Umtauschrecht. Wir führen alle Fabrikate höchstens zu Originalpreisen **Günther Schmidt GmbH** Frankfurt am Main, Abt. 9 S Platz der Republik 3 Fachversandhaus aller Schreibmaschinen Großer Bildkatalog 58 gratis

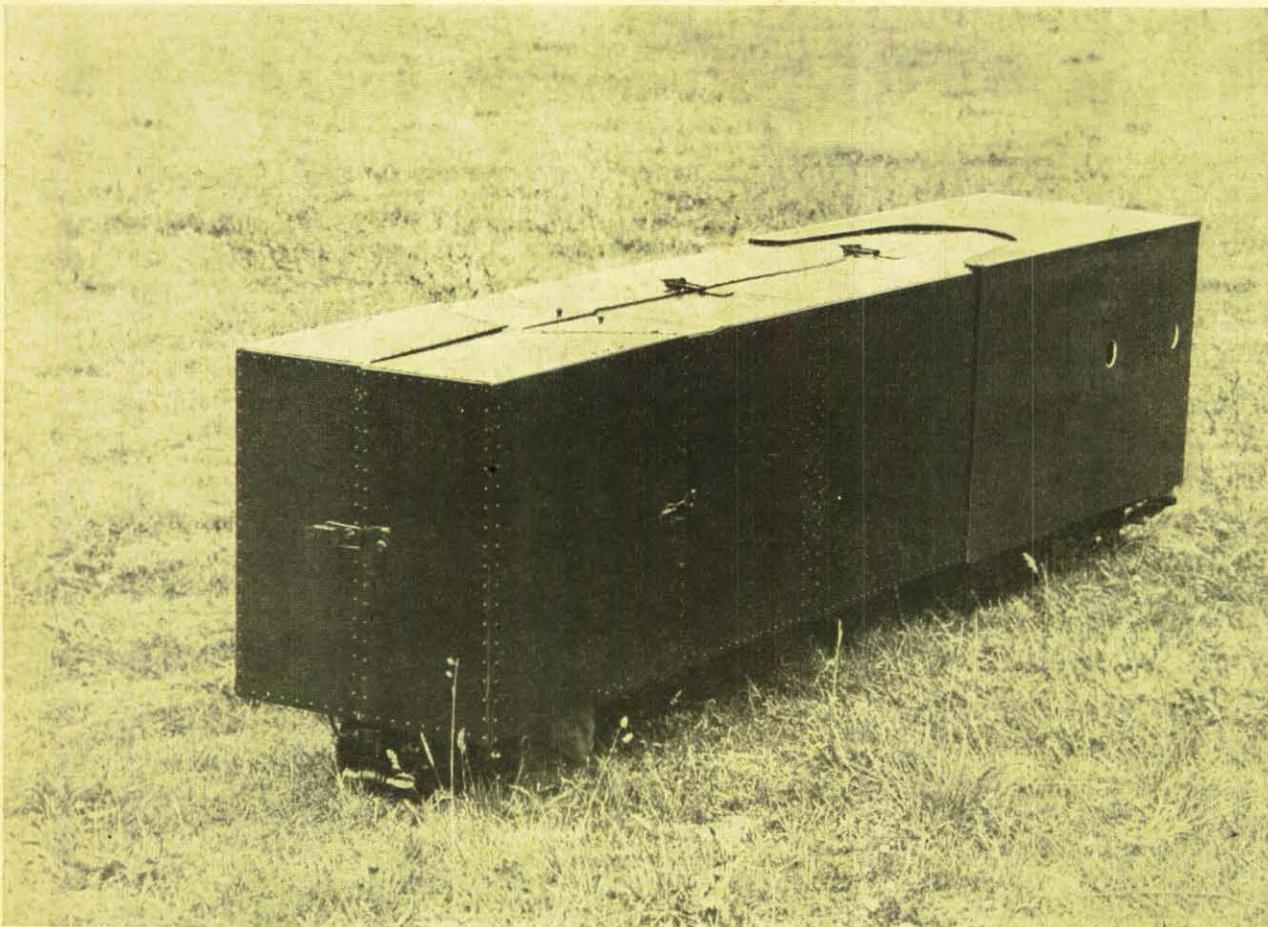


Auto oder Flugzeug, das ist hier die Frage. So erstaunlich es klingt: der Apparat, der da durch die Luft heranbraust und zur Landung ansetzt, er ist beides — Auto und Flugzeug. Mr. Taylor, sein Pilot, Besitzer und Erfinder, formuliert das so: Es ist ein

Flugzeug, mit dem man nach der Landung gemütlich über normale Straßen nach Hause fährt. Es ist ein Auto, mit dem man fliegt, wenn es der Verkehr geraten erscheinen läßt oder wenn man die Lust verspürt, sich unsere alte Erde ein bißchen von oben anzusehen.

Sind Sie Autofahrer? Haben Sie sich noch nie gewünscht, Ihr Wagen hätte Flügel und Sie könnten mit ihm davonfliegen? Beispielsweise bei einer Verkehrsstockung? Nun, der Wunsch braucht kein Traum zu bleiben...! Schließlich leben wir im Zeitalter der unbegrenzten Möglichkeiten! Das Flugauto gibt es nämlich, wenn auch zunächst nur in fünf Exemplaren. Aber es ist durchkonstruiert und erprobt, und sein Erfinder, der frühere Luftwaffenpilot Moulton B. Taylor aus Longview im Staate Washington (USA), sucht nur noch einen finanzkräftigen Fabrikanten, der seine Schöpfung für die Serienproduktion übernimmt. — Aus Großbritannien wird mit einer anderen charmannten Neuheit aufgewartet: Da wurde ein Koffer gebaut, der in Wirklichkeit ein Auto ist, das mit dem — wenn man das Ding sieht — fast unglaublichen Tempo von über hundert Sachen dahinbrausen kann.

Fliegendes Auto Fahrender Koffer



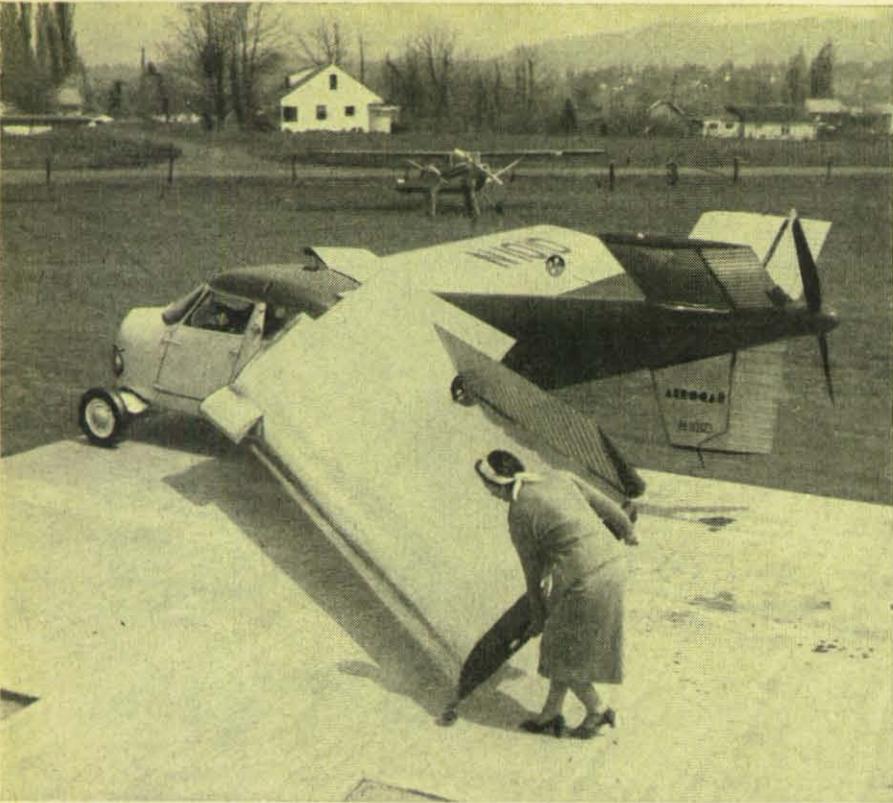
Fliegende Koffer" gibt es nur im Märchen, aber einen „fahrenden Koffer“, den gibt es tatsächlich; und langsam ist er auch nicht, denn er erreicht immerhin Geschwindigkeiten von über 100 Kilometer in der Stunde.

Dieses „Kofferauto“ — sein eigentlicher Name ist „Harrier“, zu deutsch: „Jagdhund“ — wurde jetzt von einer britischen Firma konstruiert und gebaut. Die Anforderungen, die die Entwicklungsingenieure zu erfüllen hatten, hießen, ein sehr kleines und doch robustes, schnelles und geräumiges Automobil zu bauen, das sich vor allem durch geringste Gewichts- und Raummaße besonders gut für den Flugzeugtransport eignete.

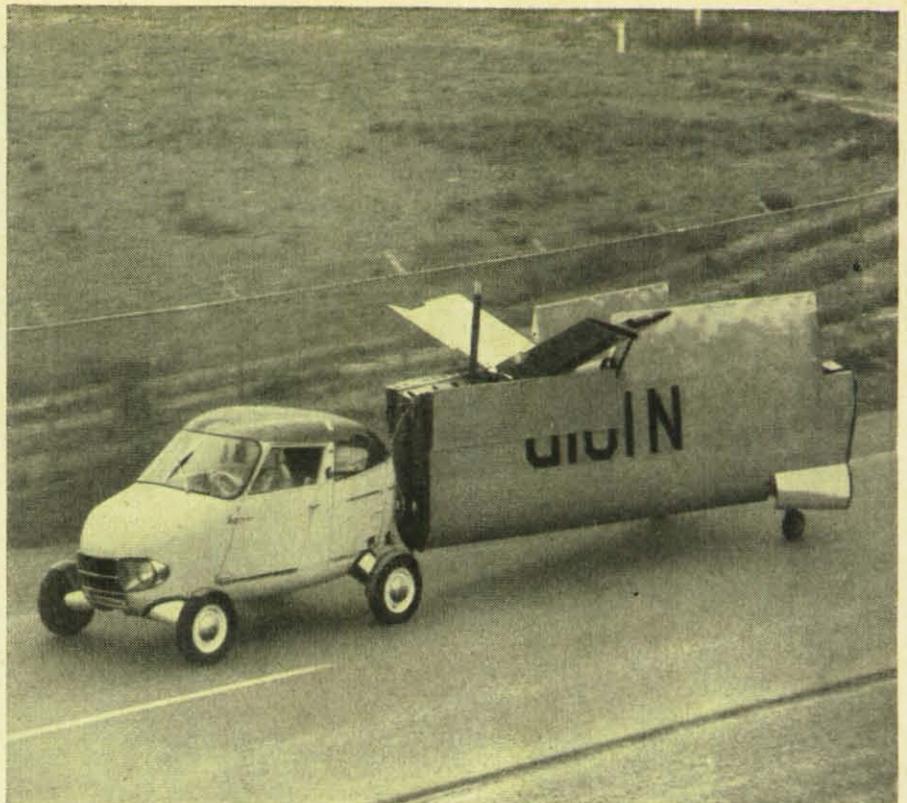
Bestimmend hierfür waren zunächst militärische Überlegungen und der Wunsch, kleinere Einheiten möglichst beweglich und für eine schnelle Verlegung per Flugzeug geeignet zu machen. Daneben dürfte sich „Harrier“ aber auch für Zubringerdienste usw. in manchen Industrien, zum Beispiel bei Erdölbohrungen, bewähren.

Als „Koffer“ zusammengelegt, mißt das viersitzige Fahrzeug nicht mehr als rund 50×70×260 cm und wiegt insge-

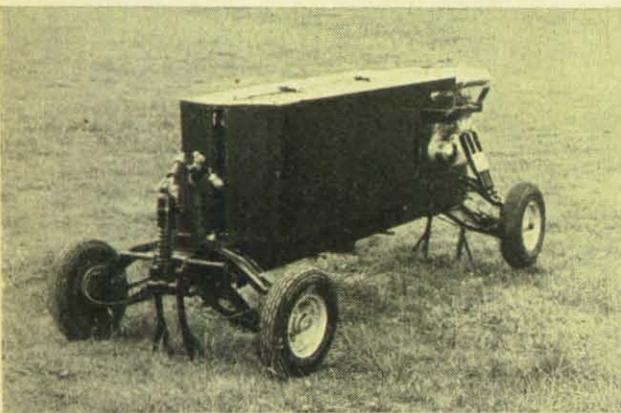
◀ **Wenn Sie es nicht schon wüßten**, kämen Sie dann auf die Idee, daß in diesem schwarzen Koffer, in dieser unscheinbaren Kiste, ein Auto steckt? Ein richtiggehendes Auto, mit dem man wirklich fahren kann?



In fünf Minuten sind Flügel und Schwanz des „Flugzeuges“ abmontiert, und die glücklichen Besitzer können einen schnittigen Sportwagen besteigen. Das Luftauto kann auf der Straße starten. Das ist sein großer Vorzug früheren Versuchs-konstruktionen gegenüber, die sich immer erst auf Flugplätzen entfalten konnten.



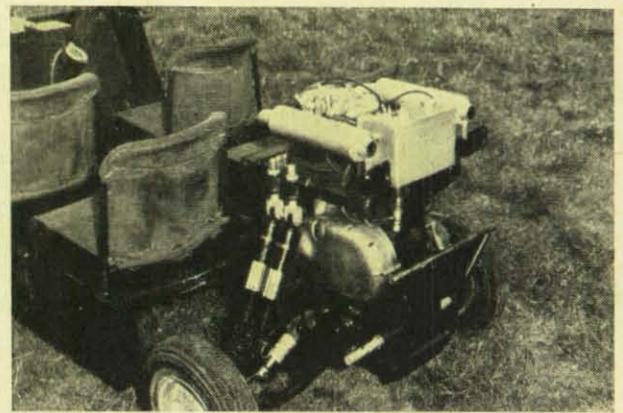
Der 143-PS-Motor des Flugautos befindet sich im Heck. Schwanz und Flügel können für die Fahrt über Land mit ein paar einfachen Griffen in einen handlichen Anhänger verwandelt werden. Die Höchstgeschwindigkeit des Flugautos: auf der Erde 100 km/st, in der Luft 160 km/st, Steigfähigkeit 3000—4000 m. Für 500 km kann Treibstoff mitgenommen werden.



In wenigen Sekunden ist „Harrier“ — der „Jagdhund“ heißt der schnelle Wagen auf deutsch — auf-gebockt, und die Räder können herausgeklappt werden.



So sieht „Harrier“ aus, wenn er startklar ist: die Seitenteile sind heruntergeklippt, die Sitzlehnen auf-gerichtet. Sogar bequeme Fußkästen wurden angebracht.



Das ist der 650-ccm-Zweizylinder-Heckmotor, der über ein Motorradgetriebe auf die Hinterräder wirkt und dem Wagen eine Geschwindigkeit von mehr als 100 km/st verleiht.

samt 317 kg; sein Rauminhalt beträgt 0,94 cbm. Angetrieben wird der Wagen von einem 650-ccm-Zweizylindermotor, der an der Heckseite an dem durch die Mitte des Wagens verlaufenden Stahlröhrenchassis angebracht ist.

Die Kraftübertragung auf die Hinterräder erfolgt über ein Motorradgetriebe, das durch eine vertikal verlaufende Zahnkette mit einer Welle verbunden ist, die ihrerseits durch eine horizontal verlaufende Zahnkette mit dem Mittelstück der Hinterachse in Verbindung steht.

Beim „Verpacken“ des Wagens werden zunächst die Sitzlehnen nach vorn umgelegt und dann die „Körbe“, in denen sich die Sitze befinden, die beiderseits des Chassisgestänges angebracht sind, nach oben geklappt und durch ein einfaches Hebelschloß miteinander verbunden.

Die Räder sind nach oben einziehbar und lassen sich dann nach innen umlegen. Vorderräder, Steuerung und Federaufhängung werden von den zwei vorderen „Fußkästen“ umschlossen. Über die Heckseite wird ein separates Kastenteil geschoben, und der „fahrende Koffer“ ist fertig zum Verladen.

Es kann losgehen! Die vierköpfige Besatzung, die das „Kofferauto“ in einer Minute „ausgepackt“ hat, ist bereit, mit dem „Wagen“ über Stock und Stein zu fahren.





Foto: United Artists

Stadt der Verlorenen

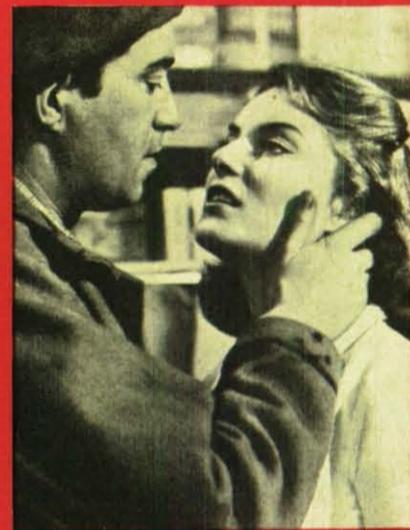
Im Morgengrauen verläßt eine kleine Karawane die Stadt Timbuktu. Es sind Paul Bonnard (Rossano Brazzi) und sein Führer Joe (John Wayne) auf ihren Maultieren, dazu zwei Packesel. Im Verlauf der Reise erzählt nun Bonnard, daß er auf der Suche nach seinem Vater sei. Gleichzeitig wolle er die in der Bibel erwähnte, seit 2000 Jahren verschwundene Stadt Ophir entdecken, die sein Vater bereits gefunden zu haben glaubte. Dabei sei dieser auf Edelsteine von unschätzbarem Wert gestoßen, dann aber für immer verschollen. Plötzlich tauchen Kamelreiter auf — räuberische Tuaregs. Aber so schnell wie sie erschienen sind, verschwinden sie auch wieder — nur eine verschleierte Gestalt reitet auf die Männer zu. Es ist das Mädchen Dita (Sophia Loren), die den beiden gegen deren Willen gefolgt ist. Nach langem Zögern erklärt sich Bonnard bereit, sie mitzunehmen. So ziehen sie

unter glühender Sonne weiter in die Sahara hinein. Abwechselnd leihen die Männer dem Mädchen ihren Hut zum Schutz gegen die unbarmherzige Sonne. Das Unternehmen der drei scheint aussichtslos — schon will der Führer mit den letzten Wasserreserven umkehren — da vernichtet Dita das Wasser. Nun gibt es kein Zurück mehr. Sie sind verurteilt, auf Gedeih und Verderb weiterzumarschieren. Bald kommt es zu heftigen Auseinandersetzungen um das Mädchen zwischen den durch Durst und Strapazen aufs äußerste gereizten Männern. Schließlich ist die Expedition von Erfolg gekrönt. Sie findet die Stadt und die sagenhaften Schätze. Als Bonnard heimlich mit den Reichtümern flieht, scheinen Joe und Dita verloren zu sein. Aber zu einem richtigen Abenteuerfilm gehört auch das „Happy End“. So werden die beiden in letzter Minute gerettet und bekommen auch noch den Schatz.

Das Wunder von Soho



EINE CHARAKTERROLLE spielt Belinda Lee in dem Film „Eine Braut an jeder Ecke“. Der deutsche Titel ist wieder einmal schlecht und völlig irreführend. Denn bei diesem Streifen handelt es sich um einen ernst zu nehmenden Film voll menschlicher Wahrheiten und ethischem Gehalt. Er schildert das Leben einer Familie in dem Londoner Vorort Soho.



DER STRASSENBAUARBEITER MICHAEL (John Gregson) ist als Casanova bekannt. Kein Wunder, daß er sich in die hübsche Julia (Belinda Lee) verliebt. Sineinetwegen läßt das Mädchen die ganze Familie allein nach Kanada auswandern und bleibt in England zurück. Aber Julias Glauben an den Geliebten ist stärker als die Prophezeiungen der Nachbarn.



EINE ERNSTE RIVALIN im Kampf um Michaels Liebe ist für Julia das Mädchen Gladys (Barbara Archer). Aber was bei Julia wirkliche Liebe ist, ist bei ihr nur Flirt. Das erkennt auch Michael rechtzeitig. Julia erhält den Lohn für ihren starker Glauben: Michael nimmt sie zu seiner Frau. Fotos: J. A. Rank-Film.